

Alte Kirche im jungen Raum

Lateinamerika ist ein Riesenkontinent mit unbeschränkten Möglichkeiten. Es umfaßt Länder, die wohl entdeckt, abgegrenzt, und unter Kontrolle von Regierungen sind, sie sind aber noch längst nicht erschlossen. Es ist ein Erdteil mit fast allen Rohstoffen, die die Menschheit braucht, die er aber selbst noch nicht verwerten kann. Auf diesem Kontinent gibt es noch große menschenleere Räume und weglose Gebiete. Dafür sind in den Städten große Ballungszentren entstanden. Es siedeln sich überall Industrien an, deren Geldgeber sich meist im Ausland befinden und die darum weniger die harmonische Entwicklung der einzelnen Länder als vielmehr ihre großen Geschäfte im Auge haben. Es herrschen überall große soziale Gegensätze. Der alte Feudalismus ist noch bestimmend, Pächter und Arbeiter müssen den Landherren und Fabrikbesitzern für billigen Lohn dienen. Lateinamerika ist darum ein Kontinent der sozialen und politischen Unruhen, der permanenten Revolution. Regierungen kommen und gehen, aber die Not der Menschen bleibt. Die stabilsten Länder sind Mexiko und Brasilien. Ersteres hat schon lange seine Wirtschaft und Politik in eigene Regie genommen, letzteres wird folgen.

I. Die Situation

Lateinamerika gehört zu den Entwicklungsgebieten der Erde. Es hat eine große Zukunft vor sich. Die Bevölkerungsbewegung deutet darauf hin, daß es nicht immer unter fremden Einfluß bleiben wird. Seine Bevölkerung mehrt sich am schnellsten auf der ganzen Erde. Während es heute von 220 Mill. Menschen bewohnt wird, wird es nach Berechnungen von Wissenschaftlern um 2000 bereits 600 Mill. umfassen. Seine menschliche Gesellschaft hat einen jugendlichen Charakter. Der Kinderreichtum ist vor allem in den ländlichen Gebieten sehr groß. Obwohl die Kindersterblichkeit sehr hoch ist, in manchen Ländern bei über 100 von 1000 Geburten

Diese Veröffentlichung gibt einen Vortrag wieder, den der Vorsitzende des Missions-Ausschusses der Vereinigten Evang.-Luth. Kirche Deutschlands, Hochschulprofessor Dr. Vicedom D. D. (Augustana-Hochschule, Neuendettelsau), im September 1967 nach einer sechswöchigen Reise durch Brasilien vor dem Diasporaausschuß der Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der Luth. Kirche und Vertretern des Martin-Luther-Vereins in Bayern (Brasilienwerk des Martin Luther-Bundes) gehalten hat. Möge auch diese Arbeit dazu beitragen, daß wir die uns verbundenen Kirchen in Lateinamerika, vor allem die Evang. Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien, immer besser verstehen und auf ihrem Wege begleiten.

liegt, sind 50 Prozent der Bevölkerung unter 20 Jahre alt, die Schicht der Alten ist sehr dünn. Der Kontinent wird für seine Industrien immer genügend Arbeiter haben. Auch wenn heute das Analphabetentum noch weit verbreitet ist, so tun doch die Regierungen viel, allen Jugendlichen eine Schulbildung zu vermitteln und durch höhere Bildung die Voraussetzungen für eine eigenständige Entwicklung der Länder zu schaffen. Welche riesige Aufgaben türmen sich hier vor den Regierungen und vor den Kirchen auf! Es fehlen allein für die Volksschulen mehr als 400 000 ausgebildete Lehrer. Vor allem die Kirchen sollten sich fragen, wie sie die ständig wachsenden Aufgaben meistern wollen. Das können sie auf keinem Fall, wenn sie nur darüber nachsinnen, wie sie das Bestehende erhalten und betreuen können. Sie müssen für die Zukunft planen. Wird es ihnen möglich sein, die Jugend zu erfassen? Werden sie es verstehen, die ganze Entwicklung vom Worte Gottes her zu durchdringen und den Menschen durch die christliche Hoffnung einen Ausblick zu geben?

Lateinamerika hat eine gemeinsame Geschichte, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt. Sie wurde durch die beiden Kolonialreiche Spanien und Portugal bestimmt. So haben wir dort einen spanischen und einen portugiesischen Sprachbereich. Das sind aber nicht die einzigen Unterschiede. Wir sollten nicht vergessen, daß vor allem viele der spanisch sprechenden Gebiete durch Jahrtausende alte Kulturen geprägt sind, die trotz der Vernichtung durch die Eroberer bis heute wirksam blieben. Brasilien und der karibische Raum dagegen beherrschten nie hohe Kulturen. Die dort lebenden Flachlandindianer hatten nur die Kultur der sogenannten Primitiven. Die einzelnen Länder unterscheiden sich aber auch entwicklungsmäßig auf ökonomischen, sozialen und politischen Gebiet. Wir wollen uns hier hauptsächlich mit Brasilien, also mit dem portugiesisch sprechenden Raum, befassen und nur hie und da einmal andere Gebiete zum Vergleich heranziehen.

Das Problem Brasilien ist seine Größe, die Weite seines Landes. Die Küstenstriche sind am dichtesten besiedelt. Dort findet man die meisten Großstädte, in denen 37 Prozent der Bevölkerung leben, die durch sich ansiedelnden Industrien schnell wachsen. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo Brasilien alles produzieren wird, was es für seine Menschen braucht. Nach dem Küstenstreifen kommen die dichter besiedelten Agrargebiete mit vielen Kleinstädten, und je tiefer man in das Land hinein vordringt, desto dünner wird die Bevölkerung, desto ursprünglicher ist das Land. In den riesigen Gebieten Mato Grossos oder in Pará und anderen Staaten findet man kaum eine nennenswerte Bevölkerung. Im Durchschnitt kommen nur 8 Menschen auf den Quadratkilometer. Die Besiedlung und die Nutzung des Landes hängt von den Verkehrsmöglichkeiten ab. Es gibt viele Gebiete, in die bis heute kein Weg führt. Der Straßen- und Wegbau ist das Problem, weil dazu die Finanzkraft des Landes kaum ausreicht. Dennoch wundert man sich, wieviel auf diesem Gebiet getan wird. Auch wenn es erst wenige gute Straßen gibt, das Wegnetz dringt immer weiter vor und wird immer dichter.

Omnibus und Lastkraftwagen sind die Hauptverkehrsmittel. Von ihnen hängt die Wirtschaft des Landes ab. Das kommt auch den Pfarrern und ihren Gemeinden zugute. Die Menschen können leichter aufgesucht werden und sie können schneller und öfter zusammenkommen. Sie haben nicht zuletzt an einem zunehmenden Wohlstand teil.

Früher war Südbrasilien hauptsächlich von einer weißen Bevölkerung bewohnt. In Mittelbrasilien herrscht die Mischbevölkerung zwischen Weißen und Negern vor. Im Norden haben sich Weiße mit Indianern und Negern, sowie Neger mit Indianern vermischt. Offiziell sollen von den 80 Mill. Menschen 62 % Weiße, 26 % Mulatten, 11 % Neger und der Rest Mischlinge zwischen Negern und Indianern sein. Reinrassige Indianer gibt es noch rund 300 000. Unter den Weißen befinden sich etwas mehr als 1 Mill. Deutsche. Diese Unterscheidung ist jedoch nur eine theoretische; denn das brasilianische Volk fühlt sich als eine Einheit. Es ist erstaunlich, daß in den lateinamerikanischen Staaten die Rassenfrage kaum eine Rolle spielt. Manche Weiße sind sogar stolz, wenn sie etwas indianisches oder afrikanisches Blut in ihren Adern haben. Es ist erstaunlich, wie sich durch die Rassenmischung sowohl der Körperbau als auch das Benehmen der Farbigen gewandelt hat. Die Negerdame ist u. U. genauso zart gebaut und benimmt sich genauso graziös wie die übrige Brasilianerin. Den Farbigen fehlt auch der Minderwertigkeitskomplex, der sich heute anderswo meist in einem übersteigerten Rassenbewußtsein äußert. Sie fühlen sich nicht als Fremde, sondern verstehen sich als Brasilianer. Ein Neger in Cuiabá erklärte uns mit Stolz die Geschichte der Hauptstadt Mato Grossos. Die Südamerikaner entdecken sich heute selbst.

Dennoch gibt es Unterschiede, aber sie werden durch die sozialen Verhältnisse hervorgerufen. Durch den alten Feudalismus bedingt gilt der Reiche menschlich gesehen immer mehr als der Arme. Das Ansehen der Reichen wird sogar durch das freiheitliche demokratische Ideal gefördert, weil jeder persönlich die Möglichkeit hat, sich durchzusetzen. So werden die Menschen nach der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Beruf beurteilt. Da die Weißen meist die Wohlhabenden sind, ergibt es sich dann, daß durch die sozialen Unterschiede doch eine Art Rassenfrage entsteht. Das gilt aber nur bedingt. Der arme Weiße wird genauso tief eingestuft wie der Neger. Nicht die Hautfarbe ist also entscheidend, sondern der soziale Stand. Er ist das die Menschen Verbindende. Das geht sogar in Bolivien soweit, daß fortschrittliche Indianer nicht mehr als solche, sondern als Mischlinge bezeichnet werden. Die Weißen, die vom Land in die Stadt wandern, sich dort als Hilfsarbeiter niederlassen, vermischen sich bald mit Angehörigen desselben Standes aus anderen Rassen. Der gemeinsame Arbeitsplatz, die gute Nachbarschaft, das gemeinsame Schicksal sind wichtiger als rassisches Selbstbewußtsein. Bei dieser Vermischung machen auch die Deutschen keine Ausnahme. Wer in der Stadt eine Arbeit aufnimmt, sinkt in den Augen der ansässigen deutschen Bauern so, daß er nicht mehr zu ihnen paßt. Darum

denken die Deutschen in den Städten auch nicht mehr daran, ihre Eigenart weiterzupflegen. Diese Vorgänge müßten von den Kirchen sehr beachtet werden. In den Vorstädten Brasiliens kann man nicht mehr kirchliche Volkstumsgemeinden gründen, wie es bisher bei den deutschen Kirchen der Fall war. Hier muß es sich erweisen, daß das Evangelium allen Menschen gehört und daß in der Gemeinde Jesu Christi die sozialen und rassischen Unterschiede keine Bedeutung haben.

Die hier geforderte Umorientierung wird für die Zukunft immer dringender. In Lateinamerika mit seinem leeren Raum ist die Bevölkerung immer in Bewegung. Die überzähligen Kinder haben sich von jeher neues Land gesucht, um neue Siedlungen zu gründen. Diese Binnenwanderung gibt es in Brasilien auch heute noch. Die Bauern dringen immer weiter in das Innere vor und machen das Land urbar. Auch hier erwachsen der Kirche laufend zusätzliche Aufgaben. Sie muß Reiseprediger einsetzen, die im Innern neue Gemeinden gründen. Meist reichen dazu die Kräfte nicht aus. Man kann über große Teile Brasiliens fliegen, wo sich im Urwald zahlreiche Einzelsiedlungen befinden und dabei kaum eine Kirche entdecken. Wer geht diesen Menschen nach? Mir wurde gesagt, wahrscheinlich die Baptisten. Das mag richtig sein, denn auf Grund der geschichtlichen Erfahrung haben die übrigen Kirchen diese Aufgabe wohl auch durchgeführt, aber oft zu spät in Angriff genommen. Sie fühlten sich meist nur Menschen bestimmter Volkzugehörigkeit verpflichtet und dachten weniger an das Heil aller. Doch haben wir es hier mit Aufgaben zu tun, mit denen die Kirchen vertraut sind, auch wenn bei dem heutigen Wohlstandsdenken es ihnen immer schwerer fällt, Pfarrer zu finden, die bereit sind, die Härte und die Entbehrungen eines Kolonistendaseins auf sich zu nehmen. Die Arbeit könnte erleichtert werden, wenn durch kirchliche Wanderungsbüros die Ansiedlung so gelenkt würde, daß geschlossene evangelische Gebiete entstehen würden.

Viel größer aber ist die Aufgabe, vor die die Kirchen in den Städten gestellt sind. Nur ein Bruchteil der überzähligen Jugend auf dem Land sucht sich heute neue Existenzmöglichkeiten in den unerschlossenen Gebieten. Die anderen gehen in die Städte, wo man leichtere und im Verhältnis besser bezahlte Arbeit zu finden hofft. Auch in Lateinamerika setzt die Stadt das neue Lebensideal. Viele bleiben durch ihren Militärdienst dort hängen. Andere haben in den Berggebieten eine unrentable und meist nicht zu modernisierende Landwirtschaft und müssen nach neuen Verdienstmöglichkeiten Ausschau halten. Da sie aber meist keinen Beruf erlernt haben, können sie in den Städten nur Hilfsarbeiter werden. Von der Stadt werden besonders die Jugendlichen angezogen, die eine gute Schulbildung empfangen haben. Sie hat ihnen den Horizont geöffnet und einen neuen Ausblick gegeben. So wachsen in Lateinamerika die Städte sehr schnell. Die Kleinstädte sind überfüllt und bieten oft durch die entstehenden Kleinindustrien ein gutes Unterkommen. Anders ist es bei den Großstädten. Je größer die Stadt,

desto stärker ihre Anziehungskraft. Viele glauben, weil dort die Großindustrien mit ihren vielen Zubringerdiensten und mit ihren Vertriebsmöglichkeiten vorhanden sind, könnte es überhaupt keinen Mangel an Arbeit geben. So geht die Urbanisierung, d. h. die Verstädterung immer schneller als die Industrialisierung. Dadurch entsteht viel Not. Die Großstädte wachsen im schnellen Tempo. Die Stadt Mexiko ist z. B. in den letzten 25 Jahren von 1 Mill. Einwohner auf 5 Millionen gewachsen, Carácas in Venezuela von 400 000 auf über 1 Mill., Lima in Peru von 534 000 auf 1,5 Mill. Ähnlich ist es bei den Städten Brasiliens. Die Nöte, die ein solcher Zuwachs mit sich bringt, werden nur dadurch etwas gelindert, daß in der Stadt weniger Kinder geboren werden wie auf dem Land. Viele Zugewanderte können aber in den Städten weder Arbeit noch Wohnung finden. So entstehen schlimme soziale Verhältnisse. Jede größere Stadt in Lateinamerika hat große Armenviertel, wo die Arbeitssuchenden sich niederlassen, ohne das Land zu besitzen. Sie bauen sich Hütten aus Material, das sie sich irgendwo zusammenlesen. Manchmal haben sie nur ein Dach über dem Kopf, aber sie haben wenigstens eine Bleibe und können durch Gelegenheitsarbeit bei niedrigsten Einkommen oder auch durch unreelle Geschäfte sich durchschlagen, bis sie einmal dem Arbeitsprozeß eingegliedert sind. Diese Verarmten üben manchmal eine Macht aus. In Lima kam es vor wenigen Jahren vor, daß solche Caboclos einen Berg gewaltsam besetzten und sich dort niederließen. An einer anderen Stelle der Stadt brachten es 5000 solcher Heimatlosen fertig, innerhalb einer Nacht ein ganzes Armenviertel aufzubauen, von dem sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Auch Deutsche trifft man in solchen Vierteln an. Meistens sind sie jedoch in schön angelegten Vorstädten zu finden, wo sie sich kleine aber ordentliche Häuser bauen und sich innerhalb der dort wohnenden Bevölkerung wohl fühlen. Die hier vorliegenden sozialen Probleme sind von den Kirchen kaum in Angriff genommen. Kirchen und Versammlungsräume findet man in den Vorstädten kaum und in den Armenvierteln erst recht nicht.

Dazu kommen nun die vielen verarmten Menschen, die auf dem Land wohnen, wo sie wenigstens sich die Nahrung bauen können. Das ist eine eigene Volksschicht, die sogar in den lateinamerikanischen Ländern eigene Namen trägt. Die Caboclos in Brasilien sind in erster Linie Landbewohner.

Diese Dinge muß man im Blickfeld haben, wenn man die dauernden Revolutionen in Lateinamerika verstehen will. Wir wissen, daß diese oft von ausländischen Drahtziehern gemacht werden, oft gehen sie aber auch auf das Volk selbst zurück. Man kann sagen, je kleiner der Staat in Lateinamerika, desto häufiger die Unruhen. In dem Riesenland Brasilien tragen diese meist nur lokalen Charakter. Im Grunde steht hinter ihnen immer der Schrei nach sozialer Gerechtigkeit, nach einer Politik mit reinen Händen, die Sehnsucht der Korruption ein Ende zu machen und einen sozialen Ausgleich herbeizuführen. Manchmal sind aber die Besitzenden die treibenden

Kräfte, weil sie ihre Bevorzugung nicht aufgeben wollen. Die Unruhen könnten nicht durchgeführt werden, wenn sich nicht immer wieder Führer den verarmten und schicksalsergebenen Massen zur Verfügung stellen würden. Darin liegt etwas Hoffnungsvolles. Sie sind ein Beweis dafür, daß bei manchen führenden Menschen das soziale Gewissen erwacht ist. Dieses ist vor allem unter den Studenten, gleich aus welcher Rasse sie kommen, sehr lebendig. Die gebildete Jugend Lateinamerikas möchte versöhnend wirken und einen Ausgleich herbeiführen.

Das alles weist daraufhin, daß in Lateinamerika sehr wenig Integrationskraft, d. h. Kraft, die Menschen zu vereinen und gemeinsam auszurichten, vorhanden ist. Das mag verschiedene Gründe haben. Trotz der Rassensmischung blieben die Einheimischen und die armen Zugewanderten immer die Rechtlosen. Sie wurden von einer verhältnismäßig dünnen Schicht der Besitzenden regiert, die den Eroberern angehörte und die diese Tradition auch heute noch weiterführen. Obwohl sich spanische und portugiesische Kultur durchsetzten, wurde sie nie Ausdruck des Lebensgefühls der Entrechteten. Die katholische Kirche, die hier ausgleichend hätte wirken können, war einerseits viel zu schwach dazu, andererseits hielt sie es weithin mit den Herrschenden. Erst der gegenwärtige Nationalismus, verbunden mit dem Anliegen Südamerikaner zu werden und zu bleiben, scheint für die Zukunft Brücken zu schlagen. Es werden dann Ergebnisse herauskommen, die für manche Schichten, die glauben, die anderen Menschen seien nur um ihretwillen da, nicht immer angenehm sind.

II. Die religiöse Umwelt

Das bisher Gesagte spitzt sich zu auf dem Gebiet der Religionen. Während wir in Europa und Nordamerika glauben, daß die ganze Menschheit einer religionslosen Zukunft entgegengehe und daß der Mensch nicht anders sein könnte und sein dürfte, als wir ihn zu haben wünschen, bahnt sich in Lateinamerika etwas an, was uns in der Kirche nicht nur anregen, sondern aufregen sollte. Die religiöse Entwicklung in Lateinamerika schlägt allem ins Gesicht, was wir für die kommende Menschheitsgesellschaft in Anspruch nehmen. Es ist ein Kontinent kommender Religionen. Darum ist uns der Mensch Lateinamerikas zunächst ein unlösbares Geheimnis.

Um die religiöse Entwicklung in Lateinamerika zu verstehen, muß man einige geschichtliche Tatsachen in Betracht ziehen. Es ist nominell ein katholischer Kontinent. Jeder gibt sich offiziell als Katholik aus, selbst der Indianer im Urwald, der nicht einmal weiß, ob er getauft ist. Die Bewohner Lateinamerikas wurden weithin zwangschristianisiert und der katholischen Kirche einverleibt. Die Kolonialherren hatten den Auftrag, aus ihnen Christen zu machen und die sie begleitenden Priester arbeiteten meist, oft zwangenermaßen, mit ihnen eng zusammen. Dabei kam es im allgemeinen nur zu einer oberflächlichen Annahme des katholischen Glaubens, gleich, ob es sich dabei um die einheimischen Indianer oder um die eingeführten Ne-

gersklaven handelte. Die Christianisierung konnte im Laufe der Jahrhunderte auch nicht vertieft werden. Daran war vor allem der chronische Priester-mangel schuld. Die katholische Kirche blieb in Lateinamerika trotz einheimischer Ausbildungsstätten immer von der auswärtigen kirchlichen Versorgung abhängig. Diese aber hing wieder von dem Glaubensleben und dem Priesterstand in Europa ab. So kam es, daß die meisten Länder Lateinamerikas kirchlich unterernährt blieben. Wahrscheinlich war aber früher die kirchliche Versorgung besser und das Glaubensleben tiefer als heute. In Chile z. B. kam im 18. Jahrhundert auf 1000 Menschen ein Jesuitenpater. Als 1767 die Jesuiten aus Südamerika vertrieben wurden, mußten sie blühende Arbeiten aufgeben. Es war für viele Gebiete eine kirchliche Katastrophe. Da die Könige von Spanien und Portugal in Lateinamerika die Patronatsrechte ausübten, stammte bis ins 19. Jahrhundert hinein der katholische Klerus aus diesen Staaten. Das wirkte sich bei den Freiheitskämpfen und Revolutionen in Lateinamerika wieder nachteilig für die Kirche aus. Da sich die Kirche meist zur herrschenden Klasse gehalten hatte und da ihre Geistlichen vom Staat bezahlt wurden, richteten sich die Freiheitskämpfe auch gegen sie. Die Geistlichen wurden zum Teil in ihre Heimatländer zurückgeschickt. So entstanden in manchen Staaten Lateinamerikas trostlose kirchliche Zustände. Sie konnten im Laufe des letzten Jahrhunderts nicht behoben werden. So ist es kein Wunder, wenn die Bevölkerung vieles vom katholischen Glauben vergaß. Heute ist die kirchliche Versorgung rein statistisch gesehen einigermaßen geregelt. Auf einen Priester kommen in Argentinien 4100, Bolivien 4900, Brasilien 5550, Chile 2750, Kolumbien 3650, Mexiko 4800, Paraguay 5250, Peru 5400, Venezuela 4350 Katholiken. Diese Zahlen sagen aber sehr wenig, denn ein geregelter Dienst ist nur in den Städten möglich. Auf dem Land dagegen, wo die Menschen weitverstreut wohnen, ist eine geordnete kirchliche Betreuung bei den großen Entfernungen aussichtslos.

Bei einer so schlechten kirchlichen Versorgung konnten die meisten Menschen Lateinamerikas überhaupt nicht erreicht werden. Dazu kam, daß die vorwiegend gepflegte kultische Frömmigkeit der katholischen Kirche die Menschen kaum in ihrem Inneren angesprochen hat. Konnten die unverständenen lateinischen Gottesdienste für Indianer und Neger etwas anderes sein als magisch-mythische Handlungen, wie man sie selbst besaß? Da man sie aber nicht verstand, blieb man besser bei der eigenen Religion. Man sagt wohl nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die gegenwärtige religiöse Entwicklung in Lateinamerika durch eine sträfliche Vernachlässigung der Verkündigung in den vergangenen Jahrhunderten bedingt ist. Das gilt auch für die aus Europa zugewanderten Katholiken. Letztere waren einerseits tief in der katholischen Frömmigkeit verwurzelt, andererseits aber sehr für eine neue Botschaft offen. Das große Freiheitsideal des Südamerikaners ist z. B. nicht allein von dem Kolonistendasein her zu erklären, das den Menschen zum ungebundenen Eigenbrötler macht.

Die Südamerikaner haben die Ideen der französischen Revolution so stark aufgenommen wie die Nordamerikaner und sie in ihren Freiheitskämpfen in die Tat umgesetzt, aber sie verstanden es auch, dabei religiöse Menschen zu bleiben. Das unterscheidet sie von den übrigen Menschen des abendländischen Kulturbereiches. Die Brasilianer und andere haben dann später den französischen Positivismus übernommen und suchten eine freie religiöse Betätigung neben der kultischen Gebundenheit in der katholischen Kirche. So stehen wir in Lateinamerika vor der eigenartigen Tatsache, daß wohl weite Kreise entkirchlicht sind, aber bei ihnen bilden Säkularismus und Frömmigkeit keine Gegensätze. Der Mensch ist innerlich religiös geblieben. Es ist in Südamerika keine Seltenheit, daß selbst der Führer einer politisch radikalen Gruppe zugleich der Vorsitzende eines religiösen Klubs sein kann. Man kann auch nicht sagen, daß der bei uns herrschende „Para=Glaube“ (Jacques Rossel, *Dynamik der Hoffnung*, Basel 1967, S. 86 ff.) weite Kreise erfaßt hätte. Gemeint ist damit, der in unsrer Gesellschaft herrschende „un-
ausgesprochene“ Glaube, der für ihre politischen, sozialen und humanitären Unternehmungen maßgebend ist. „Es ist ein Glaube, der in seiner Ausrichtung parallel zur Richtung des christlichen Glaubens verläuft“, ohne, daß er noch an Christus gebunden ist.

Solchen Glauben findet man wohl. Die Gebildeten und Reichen Brasiliens haben sich z. B. meist in den Freimaurerlogen gesammelt, wo sie versuchen, mit einander Gemeinschaft zu pflegen, einander Brüder zu werden, die Ziele der Menschenliebe und der Menschenrechte zu verwirklichen und für ein friedliches und gerechtes Zusammenleben der Menschen zu sorgen. Sie sind es, die weithin die innere Entwicklung des Landes mitbestimmen. Bezeichnend ist jedoch, daß selbst sie die Bibelverbreitung forderten, um die armen Volksschichten zu heben.

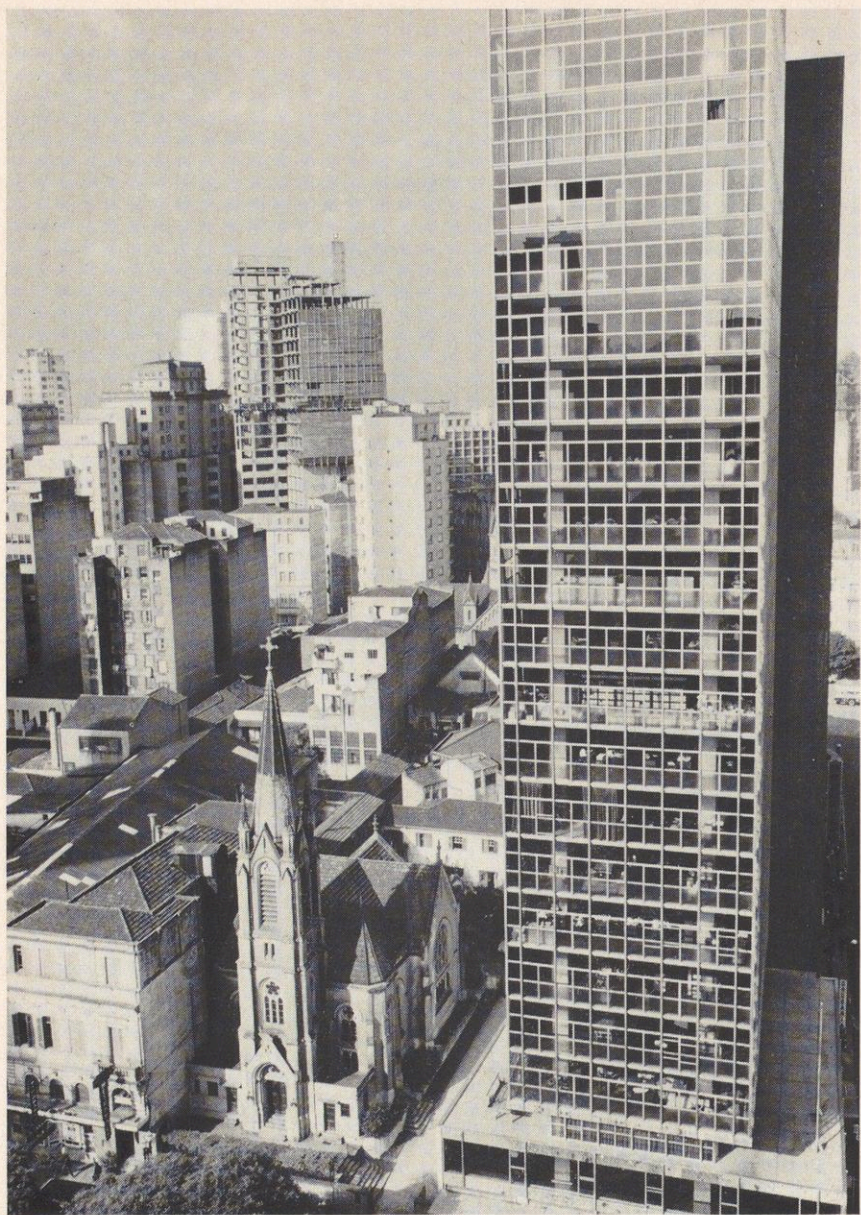
Wir wollen hier von den Anhängern der Fremdreligionen, die es in Brasilien bereits sehr zahlreich gibt, absehen. Hinduismus, Buddhismus und die Baha'i-Religion haben Fuß gefaßt. Hier haben Menschen einen Religionswechsel oder eine Ergänzung ihrer Religion erstrebt. Das gilt nun auch für den Spiritismus, der in Brasilien in allen Städten zu finden ist und der vor allem den Mittelstand erfaßt hat. Auch er geht auf französischen Einfluß zurück. Die Lehren von Allan Kardec's (Rivail) sind in Brasilien weit verbreitet. Er versteht sich als der abschließende Prophet, lehnt aber die christliche Erlösung ab. „Im Mittelpunkt steht die Lehre von der Wiederverkörperung der Seelen nach dem Tode und von der Möglichkeit eines Verkehrs mit den Abgeschiedenen. Ein starkes Interesse gilt ferner der moralischen Entwicklung für Mensch und Menschheit.“ In der Lehre von der Wiederverkörperung wird eigenartiger Weise der soziale Ausgleich beziehungsweise die Schicksalserklärung gesucht. Wer jetzt guten Lohn empfängt, hat schon in seinen vorigen Existenzen Gutes getan. Durch die Befragung der Verstorbenen will man eine Wegweisung und Zukunftserklärung bekommen. Durch ein am Guten ausgerichtetes Leben kann sich der

Mensch selbst erlösen. So wird die Ethik zum Erlösungsweg. Die Spiritisten üben darum eine große Wohlfahrtstätigkeit aus. „Rationalismus und das mit ihm verwandte Interesse am Ethischen, metaphysische Neugierde, Geisterglaube und christliche Vorstellungen haben sich im brasilianischen Spiritismus zusammengefunden“ (Erich Fülling, Christus im sechsten Kontinent, Stuttgart, 1966, S. 57 ff.). Der Spiritismus hat bereits vor 10 Jahren mehr als eine Million bekennender Anhänger in Brasilien gehabt. Er breitet sich von Jahr zu Jahr mehr aus und dringt auch in die evangelischen Gemeinden ein. Werden die evangelischen Kirchen die Vollmacht haben, ihm mit einer echten prophetischen, von der Auferstehung bestimmten Verkündigung und mit einem gottgebundenen Leben entgegenzutreten? Das sind wahrscheinlich drei Züge, die die Menschen Brasiliens in der Tätigkeit der Kirchen vermissen.

Im Spiritismus wird nicht nur das religiöse, sondern auch das soziale Anliegen sichtbar. Es wird besonders deutlich in den Mischreligionen Lateinamerikas, wo die sozialen Übel mit Hilfe von religiösen Kräften überwunden werden sollen. Dennoch kann mit diesem Motiv allein das Wesen dieser Religionen nicht erklärt werden. Hinter ihnen steht ein nahezu einmaliges kulturgeschichtliches Phänomen. In Lateinamerika ist es der überlegenen Kultur der Eroberer und der überlegenen Religion der katholischen Kirche nicht gelungen, die Religion der Einheimischen oder der aus Afrika eingeführten Neger zu überwinden und sie zu Menschen der abendländischen Kultur zu machen. Wohl sind die lateinamerikanischen Länder moderne Staaten, aber sie haben die europäisch-nordamerikanische Zivilisation innerlich nicht akzeptiert. Das Lebensgefühl ihrer Menschen und das soziologische Denken ist von der vorkolonialen Kultur bestimmt. Das ist ein Vorgang, der sich nebenbei gesagt, in Afrika und Asien zu wiederholen scheint, wo die Menschen unsre Zivilisation als Ganzes ablehnen, aber aus eigenen Kräften heraus ein eigenes Leitbild zu verwirklichen suchen. Jedes Land in Lateinamerika versteht sich als eine eigene kulturelle Einheit und möchte sich selbst treu bleiben. Das kommt vor allem auf religiösem Gebiet zum Ausdruck. Wir müssen hier zunächst einmal zwischen den Gebieten der Hochland- und Flachlandindianer unterscheiden. Erstere wurden wohl unterjocht, ihre religiösen Bauten und Kunstwerke wurden zum Teil zerstört und ausgeraubt, aber die Eroberer konnten den Geist der zugrunde liegenden Religion nicht zerstören. Sie konnten die Weisen und Lehrer dieser Religion und damit das mit ihr verbundene Wissen aussterben lassen, dennoch sind die Völker innerlich ihrer Religion treu geblieben, auch wenn sie dabei tief gesunken sind. Sie sind heute stolz auf die Reiche der Azteken, der Maja, der Inkas mit ihren Hochkulturen in Mexiko, in Mittelamerika, in Peru. Von ihnen gibt es in den betreffenden Staaten immerhin noch rund 20 Mill., neben der dreifachen Zahl an Mischlingen, die von ihnen beeinflusst sind. Anders ist es in den Ländern mit den sogenannten Flachlandindianern. Sie haben keine hohe Kultur hervorgebracht, wurden weithin



Kirchenpräsident D. Schlieper (rechts) und Rektor Dr. Weingärtner (Theol. Hochschule São Leopoldo)



São Paulo: Stadtkirche



São Paulo: Pastor Fischer im Gespräch mit Gemeindegliedern.



Bei Teofilo Otoni: Ritt zur Kirche

ausgerottet, sie sind nur noch in kleinen Gruppen reinrassig vorhanden. An ihrer Stelle haben die betreffenden Länder viele Sklaven aus Afrika eingeführt. Diese haben sich zum Teil mit Indianern vermischt. Dennoch haben letztere das südamerikanische Lebensgefühl mitbestimmt. Man sagt z. B. daß das Musikverständnis und der musikalische Ausdruck der Südamerikaner von den Indianern beeinflusst ist. Ihr Denken beherrscht auch oft das Zeitverständnis, wie es im religiösen Verhalten zum Ausdruck kommt. Indianer in Venezuela sagen z. B., daß die Vergangenheit nicht hinter, sondern vor uns liegt. Die Vergangenheit kennt man, man kann sie sehen, Gegenwart und Zukunft seien unsichtbar. Dieses Zeitverständnis hat für die religiöse Praxis große Bedeutung. Nach ihr ist es möglich, daß das, was in der Vergangenheit geschah und in den Mythen berichtet ist, immer wieder vergegenwärtigt und verwirklicht werden kann, um damit die Zukunft zu gestalten. Diese Einstellung hat sich mit dem Glauben der Neger aus Afrika verbunden, die den größten Beitrag zu den südamerikanischen Mischreligionen leisteten. Man kann sagen, in den Tieflandstaaten und auf den Inseln siegte Afrika über Spanier und Portugiesen.

Diese Tatsachen bestimmen die Unterschiede zwischen den lateinamerikanischen Staaten. Auf Grund des kulturellen Hintergrundes sind z. B. Mexiko und Peru viel enger miteinander verwandt, als Peru und Brasilien, die aneinanderstoßen oder als Mexiko und die vorgelagerten Inseln. Der Neger Brasiliens dagegen wird viel mehr Gemeinsames mit den Bewohnern der Panamakanalzone oder mit der Bevölkerung der Inselflur entdecken als mit den angrenzenden Kolumbiern. Man kann Lateinamerika kaum auf eine Linie bringen. Das muß vor allem auf religiösem Gebiet festgehalten werden.

Die von den Hochlandindianern beeinflussten Länder haben keine ausgesprochen neue Mischreligion. Die Indianer üben ihre Religion aus, wie sie diese von den Vätern ererbt haben. Sie haben noch die alten Riten von der Geburt bis zum Tod. Sie helfen sich bei Krankheiten durch die geheiligten Bräuche ihrer Medizinmänner und ihre Fruchtbarkeitskulte sind von der alten Religion bestimmt. Daneben sind sie sehr fromm katholisch, aber wer weiß, ob sie nicht auch unter dem Namen von katholischen Heiligen alte Gottheiten verehren, wie es in den brasilianischen Mischreligionen der Fall ist. Selbst die Feste der katholischen Kirche haben sie durch ihre Tänze erobert. Die Indianer haben auch ihr Geheimwissen über den Gebrauch und die Wirkung pflanzlicher Gifte bewahrt.

Beispielhaft für diese Art Religion scheint mir das Guadalupe-Fest in Mexiko zu sein. In der Basilika der Guadalupe, etwas außerhalb der Stadt gelegen, wird die Jungfrau von Guadalupe verehrt, ein dunkles Madonenbildnis. Nach der Legende soll die Jungfrau Maria einem Indianermädchen erschienen sein und ihm aus der Not geholfen haben. Die Wissenschaftler sind sich nicht einig darüber, ob es sich um ein kirchliches Bild oder um die Darstellung einer aztekischen Göttin namens Tonantzin handelt. Heute ist

dieses Bild eines der größten Heiligtümer in Mexiko. Am Jahrestag der Erscheinung strömen aus dem Land Mexiko ungefähr eine Million Menschen zusammen, die alle das Bild sehen und mit ihm in Berührung kommen wollen. Die Leute werfen sich schon ungefähr einen Kilometer vor der Basilika auf die Knie und rutschen bis zu dem Bild. Es sind ärmlich gekleidete Indianer. Sie kommen meist familienweise, oft innige und zugleich erschütternde Bilder! Ein Vater führt seine Kinder an der Hand, mit der anderen seine Frau, die auch ein Kind auf dem Arm trägt. Sie scheinen sich von der Umgebung nicht beeindrucken zu lassen. Ihre Blicke sind geradeaus gerichtet. In der Basilika werden Messen gelesen. Herrliche Musik ertönt, Chöre werden gesungen. Das alles scheint die Menschen nicht zu beeindrucken. Sie streben dem Bild zu, aber nicht um es anzubeten, sondern um das Glas zu berühren. Ähnlich machen sie es dann mit den Schreinen der Heiligen. Die Berührung ist also das Wichtige, die Kraftübertragung. Damit haben wir den Schlüssel der indianischen Religion, auch der Flachlandindianer. Es geht darum, mit den im Kosmos waltenden Kräften in Verbindung zu kommen und mit ihrer Hilfe das Leben zu meistern. Das ist auch der tragende Gedanke der Mischreligionen Brasiliens, die sich spontan ausbreiten und die auf dem besten Wege sind, zur Volksreligion zu werden.

In den Mischreligionen Brasiliens ist indianisches, afrikanisches und katholisches Erbe zusammengefloßen und befindet sich jetzt in einem großen Verschmelzungsprozeß. Vor Jahrzehnten wagten sich nur einzelne ihrer Gruppen an die Öffentlichkeit. Heute gibt es in Brasilien kaum einen größeren Ort, wo nicht Anhänger vorhanden sind. Da nie mehr als 20 Familien zu einer Gruppe gehören, damit die Gemeinschaft gepflegt werden kann, entstehen immer wieder neue Gemeinschaften. In den größeren Städten gehen die Kultstädten dieser Gruppen in die Hunderte und Tausende. In Rio de Janeiro soll es nicht weniger als 3500 geben. Vermutlich ist auch diese Zahl schon wieder überholt. Jede Gruppe wird von einem Priester oder einer Priesterin geleitet, die meistens auch den Versammlungsraum zur Verfügung stellen. Diesen Gruppen gehören nicht nur farbige Mitglieder an. Immer mehr Weiße suchen bei ihnen Hilfe und soziale Geborgenheit. Früher waren die einzelnen Gruppen mehr oder weniger selbständig, jetzt haben sie sich zu einem Verband zusammengeschlossen, der es versteht, sie immer enger zusammenzuführen und die Öffentlichkeit zu beeinflussen. Wir haben hier einen interessanten Vorgang in der Religionsgeschichte. Während die sogenannten Stammesreligionen von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen keine schriftlichen Zeugnisse ihres Glaubens hervorbrachten, weil man nirgends über die eigene Religion reflektierte, um ihre Lehren festzulegen, besitzen die Mischreligionen in Brasilien bereits eine reichhaltige Literatur, darunter einen Katechismus, der die Anhänger allmählich auf das Gemeinsame ausrichtet. Es werden verschiedene Zeitschriften herausgegeben, die eine große Öffentlichkeitswirkung haben. In eigenen Verlagen erscheinen 17 Zeitungen. Die Botschaft dieser Religionen wird in Bra-

silien über 76 Radiostationen verbreitet. In den Städten werden 243 Bibliotheken unterhalten. Die Religionen verwenden nicht mehr die afrikanischen Sprachen, sondern das Portugiesische. So ist eine abendländische verchristlichte Kultursprache zur Trägerin dieser religiösen Volksbewegung geworden. Wenn so etwas möglich ist, müßte das Portugiesische auch für eine volksnahe Evangeliumsverkündigung brauchbar sein.

Bei den Mischreligionen Brasiliens haben wir zwei Gruppen zu unterscheiden. In den Kimbanda- oder Makumba-Gruppen hat sich die schwarze Magie Afrikas erhalten. Es wird bewußt der Trancezustand oder die Besessenheit durch böse Geister gesucht. Es werden Tänze um ein Feuer ausgeführt. Das Böse soll mit dem Bösen bekämpft werden. Man nimmt an, daß sich die bösen Geister vor allen an den Straßenkreuzungen aufhalten, wo ihnen Opfer gebracht werden. Die dort niedergelegten Opfer- oder Zauberpäckete sind von den Menschen gefürchtet. Da die Anhänger dieser Gruppen ihre dunkle Praxis meist im Geheimen ausüben, können sie ganze Ortschaften in Angst versetzen.

Am verbreitetsten ist der Umbanda-Kult, der sich in verschiedenen Richtungen darstellt. Manche Gruppen haben enge Verbindung mit dem Spiritismus, andere lehnen ihn ab. Allgemein wird aber wohl an die Wiederverkörperung der Seelen geglaubt. Gemeinsam ist auch der Glaube an einen höchsten Gott, der mit Oxalá bezeichnet wird. Maria wird oft unter dem Namen der Meeressäugerin Yemanjá verehrt. Eine große Rolle spielt auch der Heilige Georg, in dem man einen Kriegsgott sieht. Die Umbandisten halten regelmäßige Versammlungen, wo sich die Anhänger in kleinen privaten Räumen versammeln. Sie beginnen gewöhnlich mit der Vertreibung der bösen Geister, dann folgen Lieder und Gebete, die oft auch christlichen Inhalt haben. Unter Trommelwirbeln müssen sich dann die Einzelnen vor den mit Götter- und Heiligenfiguren überladenen Tisch niederwerfen und werden beim Aufstehen von dem Priester oder der Priesterin aufgefangen, wobei ihnen kosmische Kräfte mitgeteilt werden sollen. Unter Trommelklang und Zurufen werden manche in Ekstase versetzt, was nicht immer gelingt. Sie sollen Fragenden eine zukunftsweisende Antwort geben. Einen breiten Raum nehmen die Heilungen ein, wobei die Kranken sich aussprechen oder auch ausgefragt werden. Die Heilung erfolgt durch Anrauchen und durch magnetische Handlungen. Wenn keine Kranken vorhanden sind, lassen sich die Anwesenden behandeln. Heilung gehört anscheinend zum festen Ritus der religiösen Feier. Oft findet bei ihr auch eine gemeinsame Mahlzeit statt. Der Umbanda-Kult kennt auch große gemeinsame Feste, die mit Tänzen gefeiert werden. Dabei kommt es auch zur Sonnenverehrung. Auch das sittliche Verhalten spielt eine große Rolle. Der Kultus wird nur wirksam, wenn die Anhänger bestimmte Gebote, die meist dem Christentum entnommen sind, einhalten.

Wir haben es also hier wirklich mit einer Mischreligion zu tun, der überwiegend die ärmsten Volksschichten Brasiliens angehören. Doch ist sie auf

dem Wege, alle Volksschichten anzuziehen. Es ist keine Seltenheit mehr, daß man auch Weiße unter den Anhängern findet, auch Deutsche. Es ist erstaunlich, daß diese armen Menschen für die finanziellen Aufgaben ihrer Religion selbst aufkommen und daß sie daneben noch 41 Krankenhäuser und 21 andere Anstalten unterhalten, dazu kommen noch viele eigene Apotheken, wo sie ihre magisch aufgeladenen Medizinen verkaufen. Diese Gruppen sind ein Beweis dafür, daß zur Lebendigkeit einer Religion und zur Erfüllung ihrer Aufgaben nicht unbedingt wirtschaftlicher Wohlstand gehört. Wichtig ist, daß sich alle ihre Glieder für ihre Aufgaben einsetzen. Hier unterscheiden sich diese Religionen groß von den meisten Kirchen in Lateinamerika, die meist von ausländischer Hilfe abhängig sind.

III. Die Arbeit der Kirchen in Lateinamerika

Lateinamerika ist das größte Gebiet der Welt, das nahezu geschlossen der katholischen Kirche angehört. In ihm wohnen zwei Fünftel aller Katholiken der Erde. Es ist ein Gebiet, wo die katholische Kirche bis in die Neuzeit eine nahezu unbeschränkte Stellung hatte. Wohl hat Mexiko schon 1859 die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt und später die Kirche rücksichtslos enteignet, wohl sind andere Staaten in der Loslösung von der Kirche gefolgt, dennoch ist die katholische Kirche in der Mehrzahl der Staaten die bestimmende Macht geblieben, die vor allem auf erzieherischen und politischen Gebiet auch heute noch einen bedeutenden Einfluß ausübt. Sie ist die Kirche des Volkes geblieben, obwohl sie es bis in die Neuzeit immer mit den Regierenden und mit den Besitzenden gehalten hat. Für den Lateinamerikaner gibt es im Grunde keine andere Kirche. Das hängt nicht nur damit zusammen, daß Eroberer und Einwanderer in Lateinamerika bis 1820 aus streng katholischen Ländern kamen, sondern doch wohl auch mit der Tatsache, daß sowohl die Indios wie auch die Negerklaven in dem Angebot der katholischen Kirche eine willkommene Ergänzung und Bereicherung ihrer eigenen Religion sahen, was bei der Darstellung der Mischkulte sichtbar wurde. Außerdem waren die meisten Priester Freunde des Volkes, wahrscheinlich oft die einzigen Mittler und Helfer den Reichen gegenüber.

Dennoch hat die katholische Kirche vor allem durch die schlechte kirchliche Versorgung Lateinamerikas einen großen Substanzverlust erlitten. Heute wird nach katholischen Berechnungen die Zahl der aktiven Katholiken in Lateinamerika auf 8—10 Prozent veranschlagt. Das ist an der Geschichte der Kirche in Lateinamerika gemessen immer noch eine erstaunlich hohe Zahl. Die Übrigen sind nicht aus der Kirche ausgetreten. Sie interessieren sich aber nur für die Weihehandlungen, sie möchten vor allem nicht ohne Empfang der Sterbesakramente sterben und nicht ohne Priester beerdigt werden. Auf sie kann die Kirche aber keinen großen Einfluß ausüben. Das würde heißen, daß in Lateinamerika ungefähr 200 Mill. Menschen innerlich von der Kirche gelöst, ihre eigenen Wege gehen. Die Katholiken

haben die große Gefahr erkannt, die hier der Gesamtkirche droht. Die letzten Päpste haben darum alles getan, um jede verfügbare Kraft in Europa frei zu machen und nach Lateinamerika zu senden. So hat sich das Zahlenverhältnis von Priestern und Gläubigen überall gebessert. Es wurden viele neue Kirchen gebaut und andere Einrichtungen für den kirchlichen Dienst geschaffen. Die Kirche ist dazu übergegangen, eine predigende Kirche zu werden. Sie geht in der Seelsorge den Einzelnen nach. Natürlich können die Verhältnisse nicht von heute auf morgen geändert werden, aber es ist doch bemerkenswert, daß mir von Protestanten in Mexiko gesagt wurde, die Verhältnisse hätten sich so geändert, daß der Protestantismus kaum noch etwas Besonderes wäre. Er müsse darum neue Methoden seiner Arbeit finden.

Andererseits haben Reformen und Verbesserungen bei der Bevölkerung verschiedener Staaten eine gewisse Angstpsychose ausgelöst. Die Menschen verstehen ihre Kirche nicht mehr. Sie sehen in den radikalen Neuerungen eine Art Bankrott für die Kirche. Wenn z. B. in den neuen Kirchen kaum noch Heilige zu finden sind oder wenn aus alten ehrwürdigen Kirchen die Heiligen entfernt werden, dann ist das für die Volksfrömmigkeit der Bewohner Lateinamerikas ein Schlag ins Gesicht, deren ganzes Streben dahinging, in ihren Kirchen wirkungskräftige Heiligenfiguren zu haben. Wenn ein Bischof in Brasilien durch Umfrage feststellen ließ, wer sich zu den Mischreligionen hält und deren Anhänger vom Sakramentsempfang ausschloß, so ist das für Südamerika nicht nur etwas Neues, es ist zugleich ein Verstoß gegen die tolerante Einstellung des lateinamerikanischen Menschen, der wohl die Wahrheit sucht, aber diese nie in einem exklusiven Sinne vertreten hat. Die Auflösung der Synthese zwischen christlichen Kult und vorchristlichen Riten ist für viele eine Anfechtung. Viel Nachdenken erregen die zum Teil radikalen sozialen Maßnahmen, wie sie z. B. von dem Erzbischof von Recife Helder Pessoa Câmara durchgeführt werden, weil sie sehr stark an die Praxis der Linksradikalen erinnern. Katholische Propagandisten unterscheiden sich bei der Verteilung von Flugblättern oder in ihren Reden kaum von politischen Agenten. Es wird nicht nur die Polizei hellhörig, auch das Volk fragt sich, ob das noch die alte katholische Kirche ist. Ähnliche Fragen erweckt die überbetonte Bereitwilligkeit der ökumenischen Zusammenarbeit mit protestantischen Gruppen.

Das tiefste Problem aber ist der Kirche selbst gestellt. Wenn das bisher Gesagte richtig ist, liegt die Stärke der lateinamerikanischen Völker darin, daß ihre Mentalität von einer vorchristlichen Kultur bestimmt ist, die durch Einflüsse von außen nicht verändert werden konnte. Wird sie jetzt durch eine gesteigerte Aktivität, die wieder von außen kommt, gewandelt werden können? Die Frage verdichtet sich noch in einer anderen Weise. Der Katholizismus in Lateinamerika wurde kaum von der Reformation beeinflusst. Er ist vorreformatorisch geblieben. Kann aber dann solchen Menschen mit Maßnahmen geholfen werden, die ausgesprochen dem nachreformatorischen Ka-

tholizismus Europas oder Nordamerikas abgeschaut sind? Müssen sich diese Maßnahmen nicht geradezu schädlich auswirken, wenn es nicht gelingt, die innere Einstellung des Lateinamerikaners so zu ändern, daß sie als eine Frucht seines Glaubens und seiner Überzeugung von innen herauswachsen? Das Problem wird gesehen. Es gibt in den verschiedenen Ländern Priester, die in aller Stille mit Hilfe der Indios modellhaft etwas neues schaffen. Auf einer der letzten Bischofskonferenzen in Brasilien soll einer der Bischöfe allen Ernstes den Antrag gestellt haben, in den nächsten drei Jahren auf jede äußere Hilfe zu verzichten, damit die Gemeinden das Neue innerlich verarbeiten können und daran gewöhnt werden, ihre kirchlichen Aufgaben selbst zu tragen. Damit sind Fragen angeschnitten, die sich die Protestanten in Lateinamerika genauso stellen sollten.

Lateinamerika ist heute zum größten Missionsgebiet der protestantischen Kirchen geworden. Man würde darüber reden müssen, ob diese Bezeichnung richtig ist, denn die Arbeit vollzieht sich unter katholischen Menschen. Wenn aber die oben geschilderten Verhältnisse zutreffen, wird es die katholische Kirche kaum den Protestanten verwehren können, ihren Menschen das Evangelium zu bringen, solange sie selbst nicht fähig ist, das zu tun und solange ihre Anhänger dort, ein so niedriges Glaubensniveau haben. Der Protestantismus in Lateinamerika ist verhältnismäßig jung. Wenn wir von den wenigen Kolonisations- und Missionsversuchen der früheren Jahrhunderte absehen, können wir sein Auftreten erst von 1820 ab ansetzen. Seit dieser Zeit haben sich die lateinamerikanischen Staaten der Einwanderung evangelischer Christen geöffnet und ihr kirchliches Leben geduldet. Die Glaubensfreiheit kam mit den politischen Revolutionen, die den nicht-katholischen Minderheiten Lebensrecht verschafften. Je stärker sich die Freiheitsgedanken von seiten der französischen Revolution und durch nordamerikanischen Einfluß ausbreiteten, desto mehr konnten sich auch die protestantischen Minderheiten entwickeln. Zunächst nahmen sich die ausländischen Mutterkirchen der evangelischen Einwanderer an, seit 1860 kam eine regelrechte Missionsarbeit von seiten der nordamerikanischen Kirchen dazu. Heute dürfte es in Nordamerika kaum eine größere Kirche geben, die nicht Missionsarbeit in Lateinamerika treibt. 1958 gab es dort 150 kirchliche Denominationen mit 6400 Missionaren, die aus Nordamerika stammten. Die Zahl der protestantischen Christen wird mit 6 Mill. angegeben, dabei ist aber zu bedenken, daß die Freikirchen meist nur die abendmahlberechtigten und damit die Kirchenbeitrag zahlenden Mitglieder registrieren. Es wird darum richtig sein, wenn man 5 Prozent der Bevölkerung Lateinamerikas dem Protestantismus zurechnet. Dabei käme man dann auf 11 Millionen Protestanten. Die 5 Prozent-Regel stimmt nahezu für alle Länder, nur für Chile muß man 12–13 Prozent Protestanten angeben. Erstaunlich ist, daß trotz der hohen Zahlen ausländischer Arbeitskräfte bereits zwei Drittel der protestantischen Geistlichen in Lateinamerika selbst geboren sind. Damit hat der Protestantismus in diesem Erdteil seine Wurzeln geschlagen.

Das Wachstum der Kirchen in Lateinamerika ist erstaunlich. Während die Bevölkerung jährlich ungefähr um 3 Prozent zunimmt, kann man für den Protestantismus eine jährliche Zuwachsrate von 16 Prozent annehmen. Das bedeutet aber bei der Größe des Raumes und der Bevölkerung nicht viel; auch wenn das Wachstum der Kirchen so weitergehen sollte, dürften sie kaum die Zuwachsrate der Bevölkerung einholen. Die meisten Kirchen haben sich zunächst der Einwanderer angenommen. Bei dieser Regel sind nur die Lutheraner und die Anglikaner geblieben. Sie haben auf eine Missionsarbeit unter Katholiken verzichtet. Das hat sich schwer gerächt. Da sie nur auf die Selbsterhaltung bedacht waren, konnten sie ihren Gemeinden keinen Missionsgeist vermitteln, so daß sie heute selbst gegen Entkirchlichung zu kämpfen haben. Die missionierenden Kirchen haben sich besonders den verarmten Volksschichten zugewandt, so daß sie Kirchen der Armen geworden sind. Das gilt vor allem für die missionsfreudigen Baptisten und für die Pfingstbewegung. Letzterer, die vor allem in Chile und in Brasilien sehr stark ist, gehören rund die Hälfte aller Protestanten in Lateinamerika an. Die Pfingstler arbeiten durch das charismatische Zeugnis, so kommt es zur spontanen Ausbreitung. Sie fassen ähnlich wie die Umwandabewegung ihre Leute in kleine Gruppen zusammen, die eine Lebensgemeinschaft bilden können. Sie ziehen ihre Nachbarn durch ihr vorbildliches Leben an. Jede Gruppe ist selbständig und kommt für ihre eigenen Aufgaben auf. Die Pfingstgruppen sind in Brasilien in der sogenannten Parachristo-Bewegung zusammengeschlossen, die sich in São Paulo ein großes Zentrum schaffen will. Dort wird von ihnen die größte Kirche der Welt gebaut. Sie soll einmal 25 000 Sitzplätze und 10 000 Stehplätze haben. Auch die Baptisten sind sehr missionsfreudig. Da ihre Anhänger zu den Ärmsten gehören, die während des Tages ihren geringen Lohn verdienen müssen, bilden sie ihre Prediger in Abendkursen aus. Sie haben 1966 in Brasilien eine Evangelisationskampagne durchgeführt, bei der sie 50 000 neue Anhänger gewannen, von denen sich 20 000 der Erwachsenentaufe unterzogen. Die Stärke dieser Gruppen, wie überhaupt der Kirchen nordamerikanischen Ursprungs liegt darin, daß sie ihre Gemeinden frühzeitig selbständig machten und ihnen die Verantwortung für die Arbeit übertrugen. Sie sandten sehr bald junge Menschen nach Nordamerika zur Ausbildung und setzten sie nach ihrer Rückkehr in der Arbeit ein. Heute haben sie in Lateinamerika ihre eigenen theologischen Seminare. Die meisten ihrer Gemeindeglieder geben den Zehnten. Sie haben damit das wirksamste und objektivste Finanzierungssystem, das es überhaupt gibt. Dennoch muß das nicht notwendigerweise zur Ausbreitung führen. Man kann im Blick auf Lateinamerika sagen, daß es nur den Pfingstlern gelungen ist, eine religiöse Bewegung auszulösen. Die übrigen Kirchen mehrten sich wohl, aber es kommt zu keiner Erweckung. Die Pfingstler stehen durch ihren Frömmigkeitstyp dem Südamerikaner näher als die übrigen Kirchen. Ein ähnlicher Einbruch wie den Pfingstlern ist nur noch den Adventisten in Peru gelungen, die dort 30 000 ausgebildete Anhänger haben.

Wenn man in der Ökumene vom Lateinamerikanischen Raum spricht, denkt man meistens nur an die Kirchen des spanischen Sprachbereichs. Das hat wohl seine Begründung darin, daß diese in der Kirchwerdung, in der theologischen Ausbildung und im Hervorbringen einer eigenen Theologie etwas weiter sind als die Kirchen in Brasilien. Letztere haben im Grunde ihre eigene Gestalt noch nicht gefunden, weil sie in ihrer Entwicklung immer noch stark vom Ausland bestimmt sind. Sie haben auch kaum eine eigenständige Theologie hervorgebracht. Sie stehen damit noch vor der Aufgabe, ihre eigenen Probleme zu durchdenken. In Brasilien sind die Kirchen auch fundamentalistischer ausgerichtet, was darin sichtbar wurde, daß z. B. die verhältnismäßig starke presbyterianische Kirche mit ihrem guten theologischen Seminar sowie andere Kirchen sich dem Ökumenischen Rat nicht angeschlossen haben. Die vielen Glaubensmissionen mit ihren fundamentalistischen und meist unabhängigen Gemeinden bieten in Brasilien oft ein Zerrbild christlichen Glaubens und kirchlicher Praxis. Es ist erstaunlich, wer heute alles in Brasilien missioniert und wieviele freie Evangelisten, auch aus Deutschland, sich berufen fühlen, in Brasilien zu evangelisieren. Dadurch werden die Gegensätze nur gemehrt. Der Ökumenische Rat hätte in Lateinamerika eine Riesenaufgabe, die Kirchen einander näherzubringen. Nur so könnten auch dringende Aufgaben auf sozialem Gebiet gelöst werden.

Etwas anders liegen die Dinge bei den Anglikanern und Lutheranern. Ihr Kirchtum ist meist durch die Volkszugehörigkeit ihrer Glieder bestimmt. Hier ist es wenigstens dem Lutherischen Weltbund gelungen, alle Lutheraner zusammenzufassen, auch wenn nicht alle lutherischen Kirchen Mitglieder des Bundes geworden sind. Die größten lutherischen Kirchen befinden sich in: Argentinien 130 000; Brasilien 820 000; Chile 26 000; Guyana 10 000; Mexiko 9000. In den übrigen lateinamerikanischen Ländern variiert die Mitgliederzahl von 50 bis 3500. Das Gros der Mitglieder lutherischer Kirchen in Lateinamerika sind Einwanderer. Sie haben die volkstumsmäßige Gebundenheit ihrer Kirchen beibehalten. Da sie in der kirchlichen Versorgung immer vom Ausland abhängig waren, haben sie nie ein starkes kirchliches Leben entwickelt. Mit ihrer Einwanderung importierten sie auch ihre Kirchenform mit ihren Vorzügen und mit ihren Schwächen. In diesem Bestreben wurden sie bis heute von den zuständigen Stellen im Ausland unterstützt. Das bewahrte die Lutheraner wohl vor einer stärkeren rassistischen Vermischung. Es wurde durch das Zusammengehörigkeitsgefühl auch der Entkirchlichung gewehrt. Der Gottesdienstbesuch ist in diesen Gemeinden noch überraschend gut, wenn man von den Großstädten absieht, wo die nur berufsmäßig in Lateinamerika weilenden Deutschen oder Skandinavien eine große Belastung für die Gemeinden sind, weil sie im Ausland die daheim geübte kirchliche Gleichgültigkeit zum Prinzip erheben. Die volkstumsmäßige Gebundenheit hat aber andererseits vor allem den Deutschen sehr geschadet. Ihre Ansiedlungen blieben Kolonien in autonomen Ländern. Sie

haben keinen Beitrag zur Kultur ihres Gastlandes geleistet. Sie leben zum Teil heute noch in einem Überlegenheitsbewußtsein den Einheimischen gegenüber, alles besser zu wissen und zu können. Sie merken dabei nicht einmal, wie ihnen die Entwicklung davongelaufen ist, so daß sie heute zu den Rückständigen gehören. Bei ihnen stehen Tradition und Fortschritt in größter Spannung zueinander. Die Folge war, daß sie bei dieser Haltung die wenigen fortschrittlichen Menschen, die aus ihnen hervorgingen, auch verloren. Diese mußten sich der brasilianischen Gesellschaft integrieren, um ein Fortkommen zu finden.

Aus diesen Gründen ist der deutsche Beitrag zur Kulturgestaltung in den lateinamerikanischen Ländern sehr gering. Die Franzosen dagegen, die kaum Auswanderer nach Lateinamerika leiteten, haben durch die Ideologien ihrer Revolution die geistigen Grundlagen für den Freiheitskampf geliefert. Der Einfluß der französischen Literatur ist auch heute noch sehr stark, während das Deutsche nur um der Wissenschaft willen geschätzt wird. Die Deutschen vermittelten keine tragenden, in die Zukunft weisende Gedanken. Auch das Englische hat großen Einfluß, obwohl es nur wenige englische oder nordamerikanische Einwanderer gibt. Aber Englisch ist durch den Einfluß Nordamerikas die Sprache der sozialen und industriellen Revolution geworden. An der Situation der Deutschen wird zweierlei erkennbar. Der ständige Blick nach rückwärts verengt. Eine Kirche sollte immer auf die Zukunft hinleben. Zum ändern, man kann nicht dem Wohl einer kleinen Volksgruppe dienen, wenn man nicht das Wohl des Landes im Auge hat, in dem sie wohnt.

Da für die Lateinamerikaner die katholische Kirche die Kirche ist, werden die evangelischen Kirchen an sich als etwas Fremdes, nicht zum Lande gehöriges, angesehen. Der Begriff *Evangélico* hat in Lateinamerika überall diesen Beigeschmack. Was hier im allgemeinen gesagt werden muß, trifft auf das Luthertum besonders zu. Es ist eine Glaubensform der Einwanderer und damit einer geduldeten Minorität geliebt. Deshalb steht die Luthेरische Kirche in Lateinamerika weithin außerhalb des gesellschaftlichen und politischen Lebens. Das Hauptproblem ist, wie die Deutschen sich integrieren und sich mit dem Lateinamerikaner identifizieren können.

Seit Beginn des zweiten Weltkrieges ist dieses Problem ganz besonders brennend geworden. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Völker dieses Kontinents mehr oder weniger auf die Fremden angewiesen. Darum hat man auch das Fremde als etwas Selbstverständliches und Notwendiges geduldet. Durch den zweiten Weltkrieg, der stark zur Erschließung der Rohstoffe und zum Aufbau der Industrien Lateinamerikas beitrug, lernten seine Bewohner den eigenen Wert erkennen. Es entstand nationales Selbstbewußtsein. Seitdem fragt man sich, ob man den Fremden, der sich nicht in das eigene Leben und in den Entwicklungsprozeß einfügen will, immer noch braucht und ob man ihn weiterhin dulden soll. Durch Gesetzesmaßnahmen der Regierung ist auch unter den Deutschen in Brasilien vieles anders geworden. Die

Jugend ist weithin durch brasilianische Schulen und durch die Ausbildung des Militärs gegangen. Sie fühlt und denkt brasilianisch. Sie hat begriffen, daß es noch andere und bessere Existenzmöglichkeiten gibt als im traditionsgebundenen Bauerntum. Viele junge Menschen erstreben höhere Berufe und es ist erstaunlich, was die Kirche dafür auf dem Gebiet des höheren Schulwesens tut. Deutsche Kolonisten streben nach politischen Ämtern und manche üben als Abgeordnete in den Parlamenten die Vertretung für die deutsche Volksgruppe aus. Die Landwirtschaft versucht sich zu modernisieren und sich den Bedürfnissen des Landes anzupassen. Die Grade der Integration sind jedoch sehr verschieden. Die jungen Leute in den Städten haben z. B. wenig Interesse an der Erhaltung des Volkstums. Die Zuwanderer und Arbeitsuchenden fügen sich sehr schnell der portugiesischen Umgebung ein. Sie vermischen sich mit der brasilianischen Gesellschaft. Auf dem Land hängt die Integration weitgehend von den Verkehrsmöglichkeiten ab. Die Deutschstämmigen an den Hauptstraßen stehen in enger Verbindung mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Leben. Je weiter die Leute aber von den Verkehrsadern entfernt wohnen, desto rückständiger und traditionsgebundener sind sie. Viele brauchen verständnisvolle Hilfe, um den Anschluß an das Leben der brasilianischen Gesellschaft zu finden. Im allgemeinen kann man jedoch sagen, daß die durch Schulen gegangene Jugend sich ihrer Stellung und ihrer Aufgabe im brasilianischen Staat bewußt ist.

Im Grunde sind die Deutschstämmigen in Brasilien Menschen mit zwei Seelen in einer Brust. Sie hängen einerseits an der deutschen Tradition und das von den Vätern über Deutschland Berichtete erscheint immer noch in einem vergoldeten Licht. Andererseits wissen sie, daß in Brasilien ihre Zukunft liegt. Am stärksten kommt das in der Sprachenfrage zum Ausdruck. Die Deutschen haben meist ihren Heimatdialekt erhalten und weitergepflegt. Das Hochdeutsch ist heute schon für sie ein Problem. Sie haben aber auch nie richtig Portugiesisch gelernt. Oft sprechen sie eine Mischsprache, die nur geringe Ausdrucksmöglichkeiten bietet. Die Jugend beherrscht das Portugiesische besser als Deutsch. Es ist bezeichnend, daß die Theologiestudenten in São Leopoldo alle erst richtig Deutsch lernen müssen. Die Sprachenfrage wurde oft falsch gestellt. Es wurde daraus ein Entweder-Oder gemacht. Es hätte den Stellen in Deutschland wie den Deutschstämmigen in Brasilien von jeher klar sein sollen, daß der Einwanderer in seinem Aufnahmeland nur Zukunft hat, wenn er bereit ist, voller Bürger dieses Landes zu werden. Darum hätte die Zweisprachigkeit für die Deutschen eine Selbstverständlichkeit sein sollen. Das Beispiel der Deutschen in Brasilien ist typisch für alle größeren deutschen Einwanderergruppen in Lateinamerika, wie in Argentinien und in Chile. Auch dort ist die Sprachenfrage noch brennend.

Es ist für die meisten Gemeinden deutscher Abstammung noch sehr schwierig, sich der lateinamerikanischen Kultur voll zu integrieren. Das wäre leichter gewesen, wenn von dieser auf die Deutschen eine stärkere Anzie-

hungskraft ausgegangen wäre. Da aber die lateinamerikanische menschliche Gesellschaft selbst noch ein verschwommenes Konglomerat ist, und bis zum zweiten Weltkrieg den Zugewanderten kein einheitliches Ziel der Zukunft zeigen konnte, hat sie wenig Anziehungskraft ausgeübt. Es liegen heute in den größeren deutschstämmigen Kirchen in Lateinamerika viele Ansätze zur Integration vor, bis sie aber zum Tragen kommen, wird noch einige Zeit vergehen. Die Schularbeit wird in den Landessprachen getrieben. Die Öffentlichkeitsveranstaltungen und die Benutzung der Massenmedien erfolgt ebenfalls in den Landessprachen, ebenso die meiste Jugendarbeit. Die Kirchenleitungen benutzen ebenfalls die Sprache der Völker, unter denen sie arbeiten. Auch die synodalen Zusammenkünfte werden mindestens bereits zum Teil von dem Gebrauch der Landessprache mitbestimmt. Anders ist es in den kleinen deutschen Gruppen, deren Bestand durch Zu- und Abwanderung sehr fluktuiert. Die Schwierigkeiten werden zunächst durch die Umwelt bestimmt. Die Diasporakirchen in Lateinamerika hatten immer mit drei Größen zu rechnen, mit denen sie nicht fertig geworden sind. Da ist zunächst einmal die Größe des Raumes, der durch die schlechten Verkehrsverhältnisse in vielen Fällen einen geordneten kirchlichen Dienst, eine zielstrebige Gemeindeführung und eine Sammlung aller Evangelischen unmöglich machte. Nimmt man hinzu, daß dieser Raum von einer ganz anderen Kultur bestimmt wurde, so kann man verstehen, daß die gewöhnlichen Gemeindeglieder, die nicht zu einem besonderen Zeugengeist angeregt und befähigt waren, sich lieber eingelassen, als sich auseinanderzusetzen oder als Fremdlinge in der anderen Kultur mitzuarbeiten. Sie konnten zu einem solchen Dienst nur selten angeleitet werden. Die zweite Größe war die Zahl. Soweit die Kirchen nur auf die Sammlung der eigenen Glaubensgenossen eingestellt waren, haben sie diese nie vollzählig erreicht. Das würde für die bereits 1845 einsetzenden Presbyterianer und für die seit 1850 in Lateinamerika arbeitenden Anglikaner genauso gelten wie für die Lutheraner. Die Erreichung des Zieles scheiterte an den unzulänglichen Kräften, die eingesetzt werden konnten und an der weiten Zerstreuung der Siedler. Wenn diese schon nicht zur Sammlung ausreichten, wie sollten dann Kräfte eingesetzt werden, um große Öffentlichkeitsaufgaben zu übernehmen? Die dritte Größe war die Zeit. Im Grunde hinkten die Siedlerkirchen immer hintennach. Die Ansiedler mußten oft Jahrzehnte ohne einen geregelten kirchlichen Dienst auskommen, bevor sie von der Kirche entdeckt wurden. Dadurch wurde die Arbeit sehr erschwert, weil die Kirchenentwöhnten viel schwerer zu sammeln sind, als solche unter denen von Anfang an die Kirche anwesend ist. Die Zeit lief aber auch noch in einer anderen Weise davon. Die Kirchen sahen meist nur ihre Aufgaben. Sie merkten nicht, wie unter den oft turbulenten Zuständen in den lateinamerikanischen Staaten sich allmählich etwas Neues durchsetzte, das in den Städten durch die Modernisierung und Industrialisierung, sowie durch die Gründung von Höheren Schulen und Universitäten verkörpert war. Erst als die Krise eintrat; merkten sie, daß neue Leitbilder entstanden waren.

Andererseits erwachsen für diese Kirchen große Schwierigkeiten durch ihre Abhängigkeit vom Ausland. Solange eine Kirche sich als Tochterkirche der durch ein Weltmeer getrennten Mutterkirche versteht, kann sie nichts anderes erstreben, als was sie in der Mutterkirche verlassen hat. Ihr Leben wird kaum mehr christlichen Gehalt haben als das der Heimatkirche. Sie bleibt innerlich und äußerlich abhängig. Wie viel christlichen Gehalt die Heimatkirche hat, wird meist erst an ihren kirchlichen Kolonien im Ausland sichtbar. Die finanzielle und die personelle Abhängigkeit wirkten sich schwer aus. Es fand keine gemeinsame kirchliche Ausrichtung statt. Die Pfarrer kamen aus den verschiedensten kirchlichen Traditionen und theologischen Schulen. Für sie war die Arbeit der Heimatkirche das Leitbild. Das gilt selbst für die verhältnismäßig geschlossene Gruppe der Neuendetselsauer Sendlinge. Alle kamen in Gemeinden, die ebenfalls eine von der Heimat bestimmte kirchliche Tradition hatten. Sie erwarteten auf Grund ihrer volkskirchlichen Tradition, daß sie bedient wurden. So konnte sich durch die verschiedenen Pfarrer und durch den verschiedenen kirchlichen Hintergrund der Gemeinden ein großer kirchlicher Individualismus breit machen, der sich mit dem in Lateinamerika herrschenden Freiheitsgedanken verband. Er ist heute noch nicht überwunden. Es wird wohl viel unternommen, um das kirchliche Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken und zu gemeinsamen Ordnungen zu kommen, aber viele machen nur widerwillig mit. Das wird erst einmal anders werden, wenn genügend einheimische Kräfte vorhanden sind.

Das wäre wohl anders gewesen, wenn die deutschstämmigen Kirchen sich in einem neutestamentlichen Diasporaverständnis als die Ausgestreuten verstanden hätten, die im fremden Kulturraum selbst zur Saat für das Evangelium werden müssen. Dann hätten sie sich auch an den lateinamerikanischen Menschen gewandt, wie es die amerikanischen Missionen getan haben. In diesem Fall wären überall kleine Lebensgemeinschaften entstanden, in denen auch der deutsche Mensch geborgen gewesen wäre. Er wäre in die vorhandene Kultur hineingewachsen, ohne daß er seine eigene hätte aufgeben müssen. Sie wäre aber eine Bereicherung für das Vorhandene geworden. Es wäre, wie das vor allem bei den Pfingstlern der Fall ist, Nachfolge Jesu Christi im Gewande der vorhandenen Kultur entstanden. Die Gemeindeglieder hätten mit anderen Christen Bruderschaft pflegen können. Auch das Problem der Führerschaft hätte sich leichter lösen lassen. Es wäre wahrscheinlich früher zur Gründung eines eigenen theologischen Seminars gekommen. Die wenigen Intellektuellen, die aus den deutschen Siedlungsgemeinden hervorgegangen sind, hätten sich nicht in der Fremde ein Wirkungsfeld suchen müssen. Ähnlich ist es mit den wirtschaftlich Führenden, Industriellen und Reichen. Sie sind von dem Absatz im ganzen Lande abhängig und müssen dementsprechend mit der vorhandenen Gesellschaft Kontakt pflegen. Anstatt in den Gemeinden einen entsprechenden Halt und eine offene Gemeinschaft zu finden, mußten sie Anschluß bei den Freimau-

ren oder in spiritistischen Zirkeln suchen. Das wirkte sich aber wieder rück­ schlägig für die Gemeinden aus. Ihnen fehlen die zahlenden Berufe, die Kontakt mit der Entwicklung des ganzen Landes haben. Man sieht daraus, wie gerade die Verwirklichung echt christlicher und kirchlicher Grundsätze auch das Problem der Integration lösen würde, wenn sich eine Kirche nicht auf die Selbsterhaltung beschränkt. Heute wird auf diesem Gebiet viel ge­ tan. Die Kirchen leisten eine gute Studentenarbeit, um mit den Gebildeten Kontakt zu haben. Man versucht auch durch Beratung in allen Berufen Führungskräfte aus den eigenen Gemeinden zu bekommen.

IV. Freiwilligkeitskirche und Versorgungskirche

In Nordamerika konnte man vor Jahren den Satz hören: „In Lateinamerika geht die Reformation weiter!“ So erfreulich diese Feststellung ist, so bedarf sie doch einiger Einschränkungen. Die Reformation geht nämlich nur dort weiter, wo das Evangelium in den vorreformatorischen Katholizismus hineinverkündigt wird. Das ist aber von den wenigsten reformatorischen Kirchen geschehen. Die Reformierten und Presbyterianer, die neben den Lutheranern in Lateinamerika die größte einheitliche Kirche sind, die wir in nahezu allen Staaten vorfinden und deren Ursprünge in manchen Staaten schon auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehen, haben sich z. B. immer die Entwicklung in den Vereinigten Staaten zum Vorbild genommen und darum sehr stark auf dem Gebiet der Erziehung gearbeitet. Die Folge war, daß trotz des freikirchlichen Prinzips die Kirchen in Südamerika lange unterstützt werden mußten. Das Evangelium wurde nicht mehr in seiner ursprünglichen Dynamik verkündigt, sondern in der abgeleiteten Form der Kulturvermittlung, die das reformatorische Evangelium hervorgebracht hat. Davon macht nur die 1903 in Brasilien entstandene Unabhängige Presbyterianische Kirche eine Ausnahme, die es ablehnte, Mitarbeiter aus anderen Ländern anzustellen. Die Reformation ging nur durch Kirchen weiter, die selbst wieder eine Art Reform durchgemacht hatten, wie die Methodisten und die Pfingstler. Bei letzteren können wir darum ähnliche Ergebnisse finden, wie in der Reformationszeit, wenn auch nicht alle. Der Protestantismus in Lateinamerika trägt vielmehr alle Züge von nachreformatorischen Kirchen an sich, die im Institutionellen erstarrt sind und die das, was aus dem reformatorischen Evangelium in den Heimatkirchen geworden ist, in einen vorreformatorischen Erdteil verpflanzten. Das gilt auch für die Lutheraner, die sich in der neuen Welt, je nach ihren Ursprungsländern gesammelt haben. Dabei blieben die Gemeinden skandinavischen oder baltischen Ursprungs immer eine kleine Minderzahl, während die Deutschen in Argentinien, Brasilien und Chile ganze Gebiete besiedelten. Diese blieben trotz mancher Selbsthilfe in Notzeiten immer von der Versorgung aus Deutschland abhängig. Sie haben sich nie als missionierende Gemeinden verstanden. Erst durch den Einsatz der heutigen Lutheran Church of America in Guyana, Argentinien, Chile und Uruguay und zum

Teil auch durch die Arbeit der Missourier, kam etwas missionarischer Zug ins Luthertum. Ihre Missionare wandten sich der spanisch sprechenden Bevölkerung zu. Sie brachen auch mit manchen konventionellen Formen der kirchlichen Tätigkeit.

Auf das Ganze gesehen könnte man auf den Dienst der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien ein großes Loblied singen. Die Mehrzahl ihrer Pastoren reiben sich in einem durch die Verstreuung der Gemeindeglieder bedingten harten Dienst auf. In den Gemeinden, vor allem auf dem Land, herrscht eine erstaunliche Kirchlichkeit, die weniger traditionell als vielmehr soziologisch bedingt ist. In der christlichen Gemeinde gehört man zusammen und die Gottesdienste bieten Gelegenheit sich zu treffen und auszusprechen. Es herrscht in manchen Gemeinden noch ein blühendes Sakramentsleben. Es gibt Gemeinden, wo man in der Karwoche nahezu hundertprozentig zum Abendmahl geht. Die Gemeinden sind auch opferwillig, denn sie müssen zum mindesten das Gehalt des Pfarrers aufbringen. Durch die ganze Kirche geht ein Zug zur Modernisierung. Pfarrhäuser werden renoviert oder neugebaut. Man spürt in ihnen kaum noch etwas von dem Kolonistendasein. Es ist eine große Zahl von neuen Kirchen entstanden. Größere Gemeinden bauen sich Gemeindehäuser mit allen möglichen sozialen Einrichtungen. Es sind viele neue Institute entstanden, die dem sozialen Fortschritt der Gemeinden dienen sollen. Die Kirche hat ein durchgebildetes Schulwesen mit großen Lehrerseminaren. Sie besitzt eine Diakonissenanstalt, Anfänge in der Diakonenausbildung werden gemacht. Sie hat ein großes Theologisches Seminar und manche Anstalten der Inneren Mission. Sie tut auch viel, um neue Gemeindeämter zu schaffen. Der Lektorendienst setzt sich allmählich durch. Für die kirchliche Unterweisung werden Katecheten ausgebildet und eingesetzt. Die Bewährten unter ihnen können sogar Pfarrer werden. Durch einen sehr begehrten Fernunterricht werden kirchliche Hilfskräfte herangebildet. Auf dem Gebiet der Kirchenmusik entsteht manches Neue. Es wird ein Haushalterschaftsprogramm durchgeführt, das in manchen Gemeinden zu beachtlichen Erfolgen geführt hat. Die Menschen sind noch von der Heiligen Schrift her ansprechbar. Es ist bezeichnend, daß unsere nach Brasilien verpflanzte Akademiearbeit zunächst in ihrer Thematik versagte. Der brasilianische Mensch, auch der Deutsche kennt die für Deutschland bezeichnende Problematisierung des Lebens nicht. Er empfindet auch die sozialen Fragen nicht so brennend, wie wir das annehmen, weil selbst die Deutschstämmigen unter dem Einfluß der vorchristlichen Mentalität stehen. Dagegen sprach die Akademiearbeit in dem Moment sehr an, wo biblische Fragen behandelt wurden oder wo Fragen aufgenommen wurden, die in Brasilien selbst entstanden sind. Die beiden letzten Feststellungen lassen uns etwas von den großen Möglichkeiten in Lateinamerika ahnen und sie erinnern uns an verlorene Gelegenheiten, wo man voreingenommen glaubt, den Menschen ihre Probleme zeigen zu müssen, anstatt auf Grund der Heiligen Schrift Antworten zu suchen.

Das sind alles erfreuliche Dinge, die sicher noch vermehrt werden könnten. Es ist also viel Dienst, wie er von seiten der Kirchen in Deutschland geschah, angekommen.

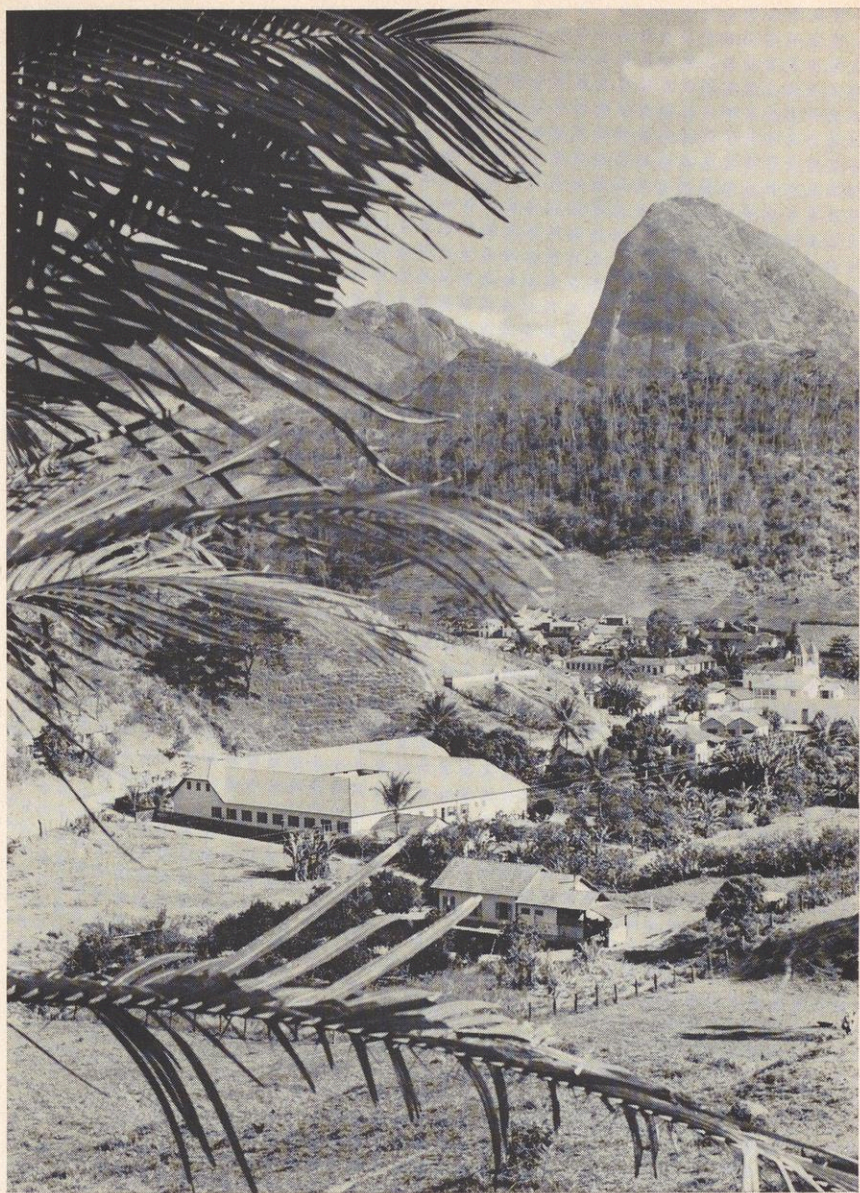
Dennoch leidet die Kirche unter ihrer Abhängigkeit vom Ausland. Die Ursache liegt in dem Zwiespalt von Freiwilligkeits- und Versorgungskirche. Auch die Kirchen in Lateinamerika sollten selbsterhaltend, selbstverwaltend, selbstausbreitend sein. Das ist aber nicht möglich nach der volkswirtschaftlichen Praxis, deren höchstes Ideal es ist, alles für die Gemeinden zu tun, anstatt sie selbst in den Dienst des Wortes Gottes zu nehmen. Die Pfarrer haben in aller Treue die Gemeinden bedient, sie haben sie aber nicht selbst zum Dienst geführt. Vieles scheidet daran, daß es von außen an die Gemeinden herankommt und daß es oft der südamerikanischen Struktur nicht entspricht. Viele Gemeinden wissen, daß sie das Geld vom Ausland auf jeden Fall bekommen, wenn sie es nicht selbst aufbringen. Die notwendigen Existenzbeihilfen wirkten sich nicht so aus, daß Gemeinden sich selbst stärker für ihre Aufgaben interessiert hätten. Das Urteil mancher Pfarrer, die Gemeinden seien zu arm oder ihr Leben würde durch die starke Inflation gehemmt, ist sicher nur bedingt richtig. Es liegt dasselbe Problem vor, wie in den jungen Kirchen. Die Entdeckung der Moderne trägt trotz des größeren Geldreichtums nicht zu einer Steigerung des Gemeindeopfers bei, sondern macht die Leute selbstsüchtiger, weil sie mit der Moderne den eigentlichen Wert des Geldes entdecken. Es gibt auch in Brasilien Gemeinden, deren Wagenpark vor der Kirche während des Gottesdienstes eine andere Sprache redet. Wo Pfarrer den Mut haben, auf ausländische Hilfe zu verzichten, entsteht oft in ihren Gemeinden erstaunliches Leben. Leider gibt es manche Pfarrer, die den leichteren Weg gehen. Wenn sie durch die offiziellen Kanäle keine Hilfe bekommen, versuchen sie es auf privatem Wege. Ihnen kommt entgegen, daß sich deutsche Stellen leicht ansprechen lassen, weil sie für die Menschen kaum eine andere Hilfe kennen als Geld und Personal. Unter Umständen wären sie sogar unglücklich, wenn die Hilfe abgebaut werden müßte.

Das hat für die Lutherische Kirche in Brasilien schwerwiegende Folgen. Während es heute in Lateinamerika so ist, daß die dortigen Menschen ihre eigenen Fragen zu formulieren und auch zu beantworten wissen, wird diese Kirche nicht zu eigenen Entscheidungen frei, nicht nur deswegen, weil unter Umständen die das letzte Wort zu sagen haben, die das Geld geben, sondern vor allem, weil vieles im Blick auf die Geldgeber taktisch entschieden wird. Während es bei uns so ist, daß das Kirchenrecht immer in Parallele zum Staatsrecht aufgebaut und dieser Grundsatz erst dort durchbrochen wird, wo das staatliche Recht den Rechtsgrundsätzen der Kirche widerspricht, sind die meisten Ordnungen der lutherischen Kirche in Brasilien dem deutschen Kirchenrecht angelehnt. Durch ein deutsches Kirchengesetz ist die Existenz der Pfarrer gesichert. Damit wurde einmalig dokumentiert, daß die von Deutschland ausgesandten und im Ausland arbeitenden Pfar-

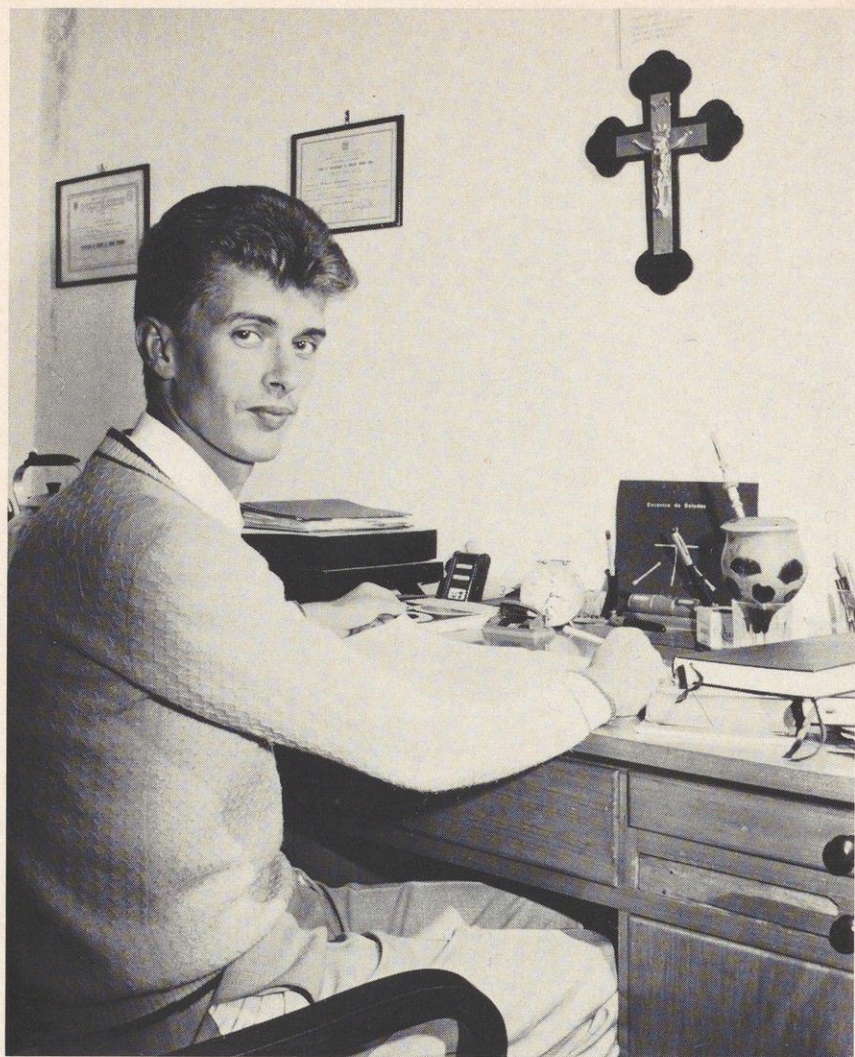
rer letztlich nicht den dortigen Kirchen angehören, sondern der Evangelischen Kirche in Deutschland. Nicht das Wohl der Kirche drüben ist bedacht, sondern die Existenz der Pfarrer. Ob das gerade neutestamentlich ist, sei dahingestellt. Diese Tatsache veranlaßte die American Lutheran Church schon nach einer Mitarbeit von 10 Jahren in Brasilien Gespräche wegen einer echten Integration aufzunehmen. Eine weitere Folge der Bindung an das Ausland ist, daß viele der in den letzten Jahren aufgebauten Institute, deren Notwendigkeit kaum jemand bestreitet, ohne Befragung und Zustimmung der Gemeinden gebaut wurden. Bei den meisten wehren sich die Gemeinden die Folgekosten zu übernehmen. Noch schlimmer ist es dort, wo Pfarrer durch ihre guten Beziehungen auf Privatinitiative hin solche Institute aufbauten. Es gibt Fälle, wo Pfarrer nach Fertigstellung das Land verlassen und Institute und Gemeinden ihrem Schicksal überlassen haben. Bei der Denkweise der Brasilianer ist es nicht selbstverständlich, daß sie unsre gut gemeinten sozialen Hilfen auch als solche empfinden. Der Brasilianer, auch der Deutschstämmige, hat nun einmal ein anderes Leitbild des Lebens. Wir können kaum verstehen, daß Menschen in ihrer Armut glücklich sein können. In Brasilien findet man diese Einstellung. Die ganze Lage wird einmal anders, wenn alles dem Leben der Kirche integriert wird.

Das ist aber erst dann möglich, wenn einmal die Kirche drüben ihren eigenen Pfarrerstand hat. Mit der Ausbildung einheimischer Geistlicher in einem eigenen Seminar wurde leider erst während des zweiten Weltkrieges begonnen. Hier sind die anderen Kirchen Lateinamerikas den Lutheranern weit voraus. Sie haben schon um die Jahrhundertwende Seminare gegründet. Meist gibt es in jedem größeren Gebiet Vereinigte Seminare, wo mit genügend Dozenten verschiedene Kirchen in der Ausbildung zusammenarbeiten. Daneben findet man noch viele Bibelschulen. Es ist bezeichnend, daß die Kirchen in Brasilien meist mehrere Seminare haben. Das wäre auch für die lutherische Kirche notwendig. Der Raum ist so groß, die Kirche in den verschiedenen Staaten Brasiliens verschieden stark, so daß man kaum von armen Studenten erwarten kann, daß sie die Reise vom Norden nach Pôrto Alegre machen können. Dazu sind die Ausbildungsmöglichkeiten bis jetzt nicht in allen Gemeinden bekannt. Es ist bezeichnend wie wenig bestimmte Pfarrer für theologischen Nachwuchs werben und für ihn sorgen. Heute ist die Zahl der Theologiestudenten bereits so hoch, daß sich in einigen Jahren die Personalnot zu beheben beginnt. Die Lutherische Kirche wird in Lateinamerika erst dann durch ihre Botschaft Einfluß gewinnen, wenn sie durch Einheimische zu den Menschen spricht. Bis jetzt sind in Brasilien erst ungefähr 200 einheimische lutherische Pfarrer vorhanden.

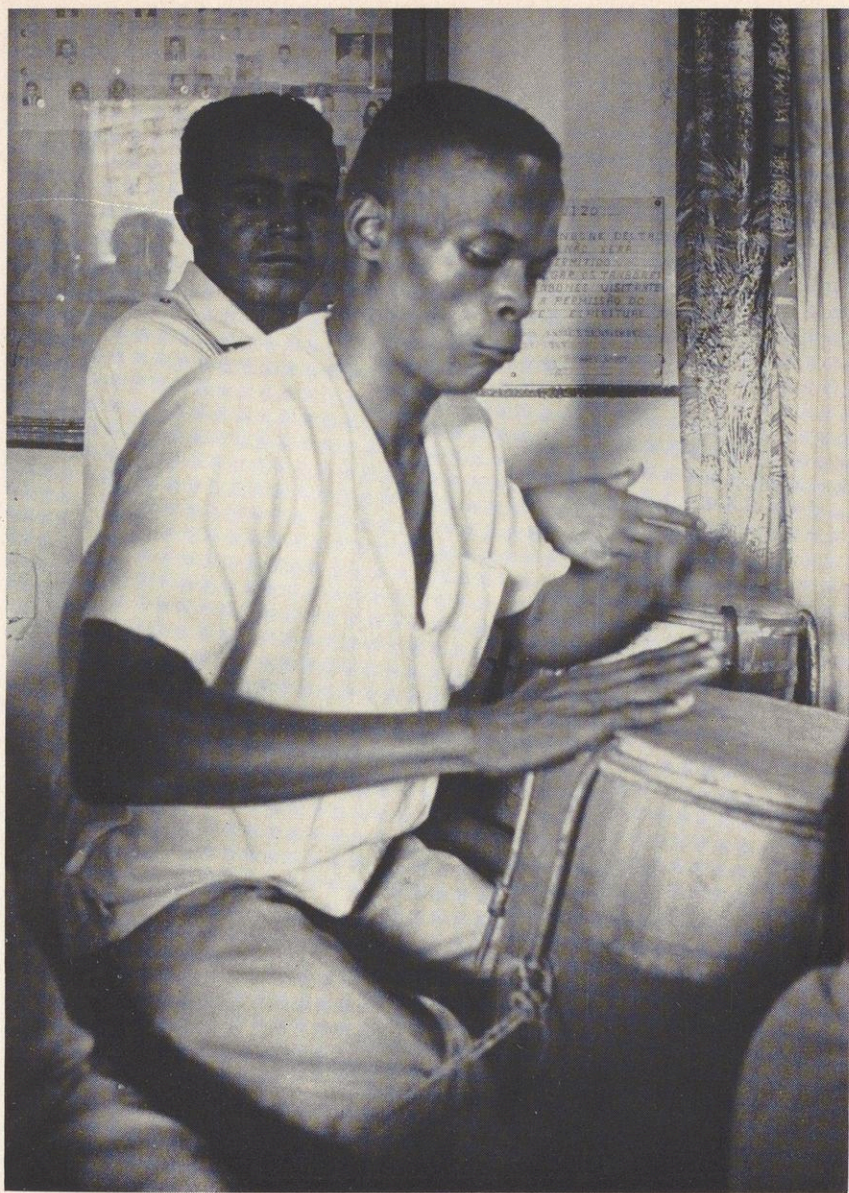
Die Lutherische Kirche lebt also in einer Übergangssituation. Es sind in ihr ähnliche Probleme vorhanden wie in den jungen Kirchen. Es dürfte klar sein, daß die einheimischen Pfarrer durch ihre Geburt in Brasilien, durch die Beherrschung der Landessprache, durch ihre Vertrautheit mit dem Denken der Menschen ein solches Prae gegenüber den ausländischen Geist-



Lagôa Serra Pelada: Das neue Brüderhaus



Lehrerstudent der Schulanstalt Iroti



São Paulo: Umbanda-Trommler



Brasília: Kontraste

lichen haben, daß dieses auch dann nicht aufgewogen werden kann, wenn letztere fließend die Landessprache erlernen. Sie müßten schon bereit sein, sich ganz zu integrieren, wenn sie einen ähnlichen Einfluß ausüben wollten. Die einheimischen Geistlichen erreichen natürlich den Behörden gegenüber mehr als die fremden. Da sie zweisprachig sind, können sie überall eingesetzt werden. So ist es selbstverständlich, daß sie in Gemeinden kommen, wo portugiesisch gearbeitet werden muß und das sind vor allem städtische Gemeinden. Es ist auch verständlich, wenn sie sehr bald Führungsstellen bekommen, bei denen viel Kontakt hergestellt werden muß. Leider wissen das einige einheimische Geistliche genau und beanspruchen deshalb auch diese Posten. Ein brasilianischer Pfarrer teilte mir gegenüber seine einheimischen Kollegen in drei Gruppen ein. Als erste nannte er die ausgesprochenen Nationalisten, die die Kirche vom Ausland unabhängig machen möchten. Sie glauben, daß die Evangelische Kirche lutherischen Bekenntnisses erst dann zum Leben und zu sich selbst kommen kann, wenn sie wirklich selbständig ist. Sie wollen kaum noch deutsch reden. Der Berichterstatter meinte, solche Pastoren verderben das gute Verhältnis zu den deutschen Pfarrern. Andererseits sind aber sie es, die die erwähnten Fragen am tiefsten verspüren. Sie schämen sich, daß ihre Kirche noch keinen Anschluß an die Kultur Brasiliens gefunden hat. Es wirken sich Komplexe aus, wie in den jungen Kirchen. Der moderne Nationalismus in Lateinamerika, an dem auch Brasilien teil hat, greift an die Wurzel. Er läßt meist nur gelten, was dem eigenen Lande gemäß und nützlich ist. Zur zweiten Gruppe gehören nach dem Urteil des Berichtstatters die Opportunisten. Die Brasilianer, besonders ihre Frauen sehen in den Städten Kulturzentren. Das seien sie jedoch nicht. Es herrscht aber der Glaube, daß dort dem portugiesisch sprechenden Pastor alle Türen offenständen. Dazu käme die Beeinflussung durch das neue Leitbild. Die Arbeit in den Städten wird auf Grund des sozialen Umbruchs als wichtiger angesehen als auf dem Lande. Die dritte Gruppe sei problemlos. Sie tue ihre Arbeit, sie halte aber wenig Kontakt mit den anderen, weil sie sich wahrscheinlich ihnen nicht gewachsen fühlen. Dieses Urteil mag weithin stimmen. Bei den Gesprächen im theologischen Seminar in São Leopoldo fiel mir jedenfalls auf, daß die dortigen Theologiestudenten genauso leidenschaftlich politisch interessiert sind wie alle Studenten in Lateinamerika und daß sie davon überzeugt waren, daß sie einmal dort eingesetzt werden müßten, wo portugiesisch sprechende Pfarrer notwendig sind.

In der lutherischen Kirche Brasiliens werden heute nordamerikanische Pfarrer ein tragendes Element. Obwohl die Nordamerikaner in Südamerika nicht sehr beliebt sind, haben es doch die meisten Pfarrer verstanden, den Zugang zu den Gemeinden zu finden. Sie bringen zwei Vorzüge mit, die der Pfarrer aus Deutschland nicht auf diese Weise hat. Sie haben mit den Südamerikanern das große Freiheitsgefühl gemeinsam und sie kennen die Struktur von freikirchlichen Gemeinden. Da sie in Brasilien kein Englisch

benutzen können, aber auch die deutsche Sprache nicht mehr beherrschen, lernen sie meist schnell und gut Portugiesisch. Sie können darum auch nur in portugiesisch sprechenden Gemeinden verwendet werden.

Es dürfte verständlich sein, daß sowohl die einheimischen Pastoren wie auch die nordamerikanischen nicht wenig zu dem Dilemma der aus Deutschland kommenden beitragen, obwohl sie das nicht wollen und obwohl sie ein gutes Verhältnis erstreben. Über letztere gäbe es manches zu sagen. Zunächst ist überraschend, wieviele der älteren Pastoren Brasiliens so lieb gewonnen haben, daß sie nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren. Auch unter der jüngeren Generation findet man manche, die ihr Leben in Brasilien verbringen und sich ganz in den Dienst der Kirche drüben stellen wollen. Brasilien kann einem das Herz einnehmen und kann zur zweiten Heimat werden. Der gewöhnliche deutsche Pfarrer ist aber nicht so eingestellt. Er kommt auf Zeit mit einer starken kirchenrechtlichen Sicherung im Rücken. Er bringt etwas von dem europäischen Wohlstandsgefühl und etwas von dem europäischen Überlegenheitsbewußtsein mit. Die eigene Haltung macht sie meist unfähig sich voll zu integrieren und sich mit dem brasilianischen Menschen zu identifizieren. So kommt es, daß ein hoher Prozentsatz der deutschen Pfarrer wieder in die Heimat trachtet. Es gibt manche, die die Sprache meistern und die auch in rein brasilianischer Arbeit eingesetzt sind. Im allgemeinen wird es jedoch so werden, daß deutsche Pfarrer dahin kommen werden, wo noch deutsch gesprochen wird. Das sind aber Gemeinden, die bis heute nicht den rechten Kontakt zur brasilianischen Kultur und zur Entwicklung des Landes gefunden haben und wo die Pfarrer dann diese Mangelerscheinung erst recht nicht überwinden können.

Der Personalmangel in der lutherischen Kirche Brasiliens ist noch recht groß. Eine große Zahl bestehender Gemeinden können nur aushilfsweise versorgt werden. Um neue Gemeinden zu gründen, hat die Kirche weder Geld noch Pfarrer. Das wirkt sich vor allem schlimm durch die Urbanisierung aus. Man sagt, daß es in den Vororten der Großstädte Brasiliens ungefähr 200 000 unbetreute evangelische Deutsche gibt. Manche wohnen schon so lange dort, daß sie sich des kirchlichen Lebens entwöhnt und sich mit der übrigen Bevölkerung vermischt haben. Die Arbeit unter ihnen kann nur als Missionsaufgabe verstanden werden. Es darf nicht eine Arbeit an Deutschen sein, wenn dort Gemeinde gegründet wird, muß die Umgebung mitmissioniert werden. Die Deutschen bilden mit den übrigen Einwohnern eine soziale Einheit. Die Bevölkerung in diesen Vorstädten ist meist so arm, daß sie sich scheut andere Gemeinden aufzusuchen. „Wenn wir nicht eine Gemeinde haben, wo wir barfuß und ohne Krawatte zum Gottesdienst kommen können, müssen wir darauf verzichten.“ Da nicht genügend Pfarrer vorhanden sind, versucht die Kirche wenigstens durch einen regen Besuchsdienst durch Laien kleine Gruppen zu sammeln. Es gibt einige Sozialzentren, wo Gotteshaus, Schule und Lehrwerkstätten miteinander verbunden sind und wo ehrenamtliche Kräfte junge Menschen beruflich weiter-

bilden, damit eine soziale Hebung erfolgen kann. Hie und da werden auch Gottesdienste gehalten. Wie Versuche zeigen, ist es gar nicht schwer, diese Menschen in Verbindung mit dem kirchlichen Leben zu bringen. Es müßte aber planvoll eine zielstrebige Arbeit aufgebaut werden.

Hauptaufgabe wäre wohl, alle Gemeinden mit der Missionsaufgabe bekannt zu machen und ihnen die vielen missionarischen Möglichkeiten zu zeigen. Bis jetzt sind viele Gemeinden überzeugt, daß nur Deutsche evangelisch sein könnten. Mission gehört nicht zum Wesen einer Volkstumskirche. Die Gemeinden werden wohl kaum lernen, ihre Volkstums Grenzen zu durchstoßen und ihre Umgebung zu missionieren, wenn sie nicht an der Heidenmission den Missionsauftrag kennen lernen. Erfahrungen beweisen, daß ihnen durch Missionsvorträge eine ganz neue Sicht des Christseins vermittelt werden kann.

Für die evangelischen Kirchen in dem spanischen Sprachbereich ist es eine Selbstverständlichkeit, daß die Indianer in die Arbeit einbezogen werden und manche Kirche hat unter ihnen schönste Erfolge gehabt. In Brasilien gibt es höchstens noch 300 000 Indianer. Sie wurden zum Teil ausgerottet oder durch eingeschleppte Krankheiten sehr dezimiert. An ihnen arbeiten schon viele andere Missionen. Dennoch hat die lutherische Kirche zwei Arbeiten aufgenommen. Die eine geschieht auf einem Indianerreservat, das in der Nähe einer evangelischen Gemeinde liegt. Der dortige Pastor hat zunächst unter den Indianern mit einer Schule und mit einem Krankenhaus begonnen. Inzwischen können auch Gottesdienste gehalten werden und es ist zu ersten Taufen gekommen. Eine andere Arbeit, die der Kirche viel Sorgen und Not macht, wurde im Innern Mato Grossos unter unberührten Indianern begonnen. Sie wird durch die große Entfernung, durch das heiße Klima, durch schlechte Verkehrsverbindungen, durch Insekten und Krankheiten und nicht zuletzt durch Mangel an Mitteln sehr erschwert. Da die Kirche dafür keinen Pastor zur Verfügung hat, arbeiten Laien auf diesen einsamen Posten. Die Opfer, die hier gebracht wurden, haben sich gelohnt. Von den im Urwald versteckten Splitterstämmchen der Indianer kommen immer wieder Delegationen, um Verbindungen aufzunehmen. Manche haben sich auf dem Missionsposten niedergelassen. So ist die eigentliche Missionszeit angebrochen. Niemand kann sagen, was daraus werden wird. Die Arbeit ist ein Wagnis des Glaubens. Durch solche Beispiele könnte die lutherische Kirche lernen, daß auch sie eine in die Welt gesandte Kirche ist, die ihrer Umgebung das Evangelium schuldet.

V. Der Weg zur einheimischen Kirche

Wenn wir das Gesagte überdenken, spüren wir, daß es bei den protestantischen Kirchen in Lateinamerika um viel mehr geht, als um die Sprachfrage oder als um die Behebung der sozialen Notstände, wie man es so oft hören kann. Diese Probleme liegen an der Oberfläche, sie haben aber ihre Wurzel in der ganz anderen inneren Einstellung des lateinamerikanischen

Menschen. Dazu müssen wir heute in gewisser Weise auch die Deutschen zählen. Auch wenn sie versuchten, rassisch rein zu bleiben, die Länder und ihre Menschen haben trotzdem einen so tiefen Einfluß auf sie ausgeübt, daß sie viel mehr an dieser Mentalität Anteil haben, als sie sich vielleicht selbst zugestehen wollen. Der Mensch Lateinamerikas verspürt die großen sozialen Gegensätze wohl, aber er hat auch gelernt, sich mit dem Gegebenen abzufinden und sich in sein Schicksal zu fügen. Die sozialen Hilfen kommen überhaupt nicht an, weil sie nicht an dem Lebensideal der Bewohner Lateinamerikas ausgerichtet sind, weil wir mit sozialen Hilfen auch ein neues Lebensziel an sie herantragen wollen. Damit werden aber die Menschen innerlich vergewaltigt. Hier nützt keine „Theologie der Revolution“, wie sie von einem Missionar in Südamerika verkündigt wurde. Das hieße nur, daß wir als Kirche ganz bewußt den Paraglauben verbreiten, der nur humanitäre Ziele zum Inhalt hat, ohne daß er noch religiös in Gott verankert sein muß. Dafür müßte die Kirche umsomehr mit dem biblischen Grundsatz ernst machen, „den Armen wird das Evangelium gepredigt“. Wo das Evangelium geglaubt wird, übt es dadurch, daß der Mensch innerlich verändert und neu wird, ganz von selbst soziale Wirkungen aus. Dafür sind die Anhänger der Pfingstbewegung in Brasilien ein eindeutiges Beispiel. Ihnen wurde durch das Evangelium die äußere Not nicht abgenommen, aber sie bekamen die Kraft, diese innerlich zu meistern. So kann man ihren Siedlungen absehen, was das Evangelium für eine soziale Wirkung hat.

Um das ausführen zu können, darf die Kirche sich nicht mit ihrer Routinearbeit zufrieden geben. Sie muß sich dem Volksleben integrieren und sich mit dem Leben der Menschen identifizieren. Das ist aber nicht möglich, wenn die Pfarrer ihre soziale Sicherung im Ausland haben. Auf diese Weise können sie die Nöte der Menschen nie zu ihren eigenen machen oder sie so tief empfinden, daß sie den Bezug des Evangeliums zu den verarmten Menschen finden würden. „Denn ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, daß er, obwohl er reich war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich würdet.“ Diese Verheißung erfüllt sich auch heute noch. Die evangelischen Kirchen könnten hier aus der Geschichte der katholischen Kirche in Lateinamerika viel lernen. Kam ihr Versagen nicht daher, daß sie auch sozial abgesichert war und sich darum innerlich an den Reichen ausrichtete? Dadurch blieb sie immer eine Kirche der Zugewanderten. Sich zu identifizieren würde aber auch heißen, das nationale Lebensgefühl dieser Völker zu bejahen, ohne daß die Kirche dabei der Versuchung unterliegen müßte, selbst eine politische Rolle spielen zu müssen, was heute bei manchen protestantischen Kirchen eine sich abzeichnende Gefahr ist.

Sich zu integrieren würde auch heißen, den lateinamerikanischen Menschen in seinem Lebensgefühl ernst zu nehmen. Er ist bis heute ein tief religiöser Mensch geblieben, der durch die vorchristliche Mentalität der Bewohner und durch die unbewältigte Natur des Kontinents sein Leben in kosmischen Bezügen sieht, die uns Europäern fremd sind. Dieses Lebens-

gefühl wurde durch den vorreformatorischen Katholizismus nie ausgeschaltet, sondern wahrscheinlich noch verdichtet. Wir haben in Lateinamerika nicht intellektualisierte Menschen vor uns, sondern Menschen für die die Religion genauso eine Sache des Gefühls, des Gemüts, des Willens, kurz einer Gesamthaltung ist. Darum müssen solche Menschen auch in ihrer Ganzheit angesprochen werden, nicht bloß im Verstand. Wie die Akademiearbeit in Brasilien bewies, kennen selbst die Deutschstämmigen noch keine Problematisierung des Lebens, sondern bevorzugen religiöse Themen. Kann hier eine Theologie ankommen, die von einem ganz anderen Seinsverständnis ausgeht und die in vollständiger Verkennung des Evangeliums die Säkularisation des Lebens zu einem Sendungsprogramm gemacht hat? Das Evangelium macht wohl die Welt zur Welt und entmachtet die in ihr vorhandenen Kräfte und Mächte, aber es unterstellt den Menschen in allen seinen Lebensbereichen Gott. Müßte hier das Evangelium nicht in der echten reformatorischen Botschaft verkündigt werden ohne seine epigonenhafte Umkehrung? Wenn wir den brasilianischen Menschen in seinem Verfall an die Mischkulte ernstnehmen, dann muß das Evangelium auch so verkündigt werden, daß es zu einer echten Lebensbewältigung, zu einer Auseinandersetzung mit der ihm feindlichen Umwelt wird, wie er sie in den Mischreligionen zu haben meint. Dazu aber bietet die deutsche Theologie keine Voraussetzungen. Darum wird der aus Deutschland stammende Pfarrer immer für seinen Dienst schlecht ausgerüstet sein. Ähnlich ergeht es aber dem brasilianischen oder überhaupt dem lateinamerikanischen, solange an den Seminaren deutsche oder nordamerikanische Theologie zum Maßstab dessen genommen wird, was für eine theologische Vorbereitung auf das Amt notwendig ist. An den theologischen Seminaren im spanischen Sprachraum wird heute bereits sichtbar, daß einheimische Theologen die eigenen Fragen verspüren und sie zu beantworten versuchen. Dadurch kommen sie in Gegensatz zu den ausländischen theologischen Strömungen. Die Lutherische Kirche in Brasilien wird darum erst dann Einfluß gewinnen, wenn sie einmal einheimische Theologen hat, durch die sie zu ihren Menschen und vor der Öffentlichkeit sprechen kann. Darum sollten die theologischen Ausbildungsstätten vor allen anderen so gefördert werden, daß sie zu dynamischen Zentren einer einheimischen Theologie werden. Wer in Lateinamerika die religiösen Fragen der Menschen einer Lösung zuführt, wird auch einmal die Menschen haben.

Dazu würde aber eine zweite Ausrichtung der Theologie gehören. Sie darf nicht nur auf die kirchliche Versorgung der Gemeinden bedacht sein, wie es bis heute der Fall ist. Theologie ist immer nur dort einflußreich und hilfreich, wo sie einen missionarischen Impuls vermittelt. Nicht die Gestaltwerdung der Kirche sollte im Mittelpunkt des Denkens stehen, sondern die Gewinnung der religiös irgeleiteten Menschen. Das ist möglich, wie die Ausbreitung der Pfingstbewegung beweist. An ihr wird aber auch sichtbar, daß die christliche Verkündigung mehr sein muß, als die Weiter-

gabe der im Text enthaltenen theologischen Gedanken. Wenn der Lateinamerikaner die Religion als Mittel zur Lebensbewältigung benützt, dann kann die christliche Botschaft überhaupt nicht ankommen, wenn sie nicht, wie es die ermahnenden Teile des Neuen Testaments tun, konkrete Lebensanweisungen gibt, die das Ziel haben müßten, die Nachfolge Jesu Christi in dem Raum dieser anderen Kultur zu beschreiben. Zu einer Lebensbewältigung vom Evangelium her wird es auch nicht kommen, wenn den Menschen nicht Gebetsfreudigkeit und Gebetsgewißheit vermittelt wird. Das magische Denken kann immer nur durch die Gotteswirklichkeit im Gebet überwunden werden und Geister und böse Mächte sind immer nur durch den Heiligen Geist zu vertreiben. Wo das in den Gemeinden sichtbar wird, üben sie von selbst eine missionarische Wirkung aus.

Die Not der Kirche in Lateinamerika ist, daß sie aus einem verchristlichten Raum kommt und dort mit vorchristlichen Denken konfrontiert ist, daß sie in einem vorreformatorischen Raum mit Strukturen auftritt, die längst die Prinzipien der Reformation hinter sich gelassen haben. Es ist alte Kirche, die diesem Raum nicht entspricht und ihre ganze Problematik liegt darin, daß sie für diesen jungen Raum, durch den Heiligen Geist erneuerte junge Kirche werden müßte, die fähig wäre, die erlebte Gotteserfahrung sichtbar zu machen und die reformatorische Botschaft Menschen zu bringen, die im Innersten ihres Herzens darnach verlangen. Alte Kirche im jungen Raum sind bis heute Gegensätze geblieben, zur Überbrückung kann es nur durch Gott selbst kommen.

Wenn einer aus Indien oder dem Mohrenlande käme, oder wo er sonst herkäme und sagte: Ich glaube an Christus, so würde ich sagen: so glaube ich auch und so werde ich auch selig. Es stimmen im Glauben und in dem Bekenntnis die Christen miteinander überein, obwohl sie sonst in der ganzen Welt hin und wieder zerstreut sind. Denn es heißt nicht eine römische, noch nürnbergische oder wittenbergische Kirche, sondern eine christliche Kirche, wohin denn alle gehören, die an Christus glauben . . . Was da nur getauft ist und an Christus glaubt, gleichviel, er sei aus dem Morgenlande oder Abendlande, so hat keiner einen Vorteil vor dem anderen.

MARTIN LUTHER